Bibl. Mont.
789
-13-

39) Bibl. Mont. 789-13

<36624897780012

<36624897780012

Bayer. Staatsbibliothek

F. Wagner gest.

GENOVEFA.

Gesammelte
Schriften
des
Verfassers der Ostereier,
Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Dreizehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Genovefa.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Genovefa wird Grafen Siegfrieds Gemahlin.

Genovefa, die heilige Pfalzgräfin, wurde vor vielen Jahrhunderten geboren, und lebte zu einer Zeit, die für unser deutsches Vaterland sehr erfreulich und segensvoll war. Die Morgenröthe des Evangeliums hatte bereits die Finsternisse des Heidenthums in Deutschland zerstreut. Die sanfte Lehre Jesu fing an, die rauhen Sitten unsrer tapfern Voreltern sehr zu mildern. Selbst der rauhe, ungebaute Boden gewann unter der fleißigen Hand der ersten Verkünder des Christenthums eine freundlichere Gestalt, und die unermeßlichen Waldungen mußten reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum machen. Viele deutsche Fürsten freuten sich des zweifachen Segens, den die christliche Religion über ihre Länder verbreitete, und wetteiferten, dieser Lehre vom Himmel zu huldigen.

Unter diesen Fürsten war nun auch Genovefas Vater, der Herzog von Brabant. Wegen seiner

hohen Tapferkeit und seines kühnen Muthes in Schlachten wurde er allgemein bewundert; wegen seines christlichen Sinnes, seiner thätigen Liebe zu den Menschen, und seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edlen Gesinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Genovefa war die einzige Tochter des fürstlichen Ehepaars, und wurde von beiden Eltern unaussprechlich geliebt und vortrefflich erzogen.

Genovefa zeigte schon als Kind einen sehr hellen Verstand, ein sehr edles, gefühlvolles Herz, und ihr ganzes Betragen war ungemein sanft, sittsam und liebenswürdig. Wann die Herzogin, nach den Sitten damaliger Zeit, am Spinnrocken saß, setzte die kleine Genovefa, als ein Kind von fünf Jahren, sich auf einen kleinen zierlichen Schemmel zur Mutter, faßte ausnehmend geschickt die Spindel, und wußte mit ihren zarten Fingern bald die reinsten Fäden zu drehen. Während des Spinnens that sie allerlei sinnreiche Fragen, gab auf jede Frage eine treffende Antwort, und sprach jedes Wort überaus sanft, deutlich und bedachtsam aus. Wer sie nur sah, gerieth in Erstaunen und sagte, aus diesem Kinde müsse einmal etwas Außerordentliches werden. Wann sie in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren mit ihren herzoglichen Eltern

zur Kirche kam, und in ihrer einfachen, weißen Kleidung zwischen Vater und Mutter, in dem mit scharlachrothem Tuche bedeckten Betstuhle, vor dem Altare kniete; so glich sie mit ihrem lieblichen, innig frommen Gesichte, ihren Wangen, auf denen das reinste Roth der Unschuld blühte, ihren langen goldenen Locken, und mit ihren hellen, blauen Augen, die sie bald voll Andacht zum Himmel erhob, und bald wieder voll Anbetung zur Erde senkte, einem Engel des Himmels. Als ein wahrer Engel des Trostes erschien sie in der Hütte der Armuth. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsstücke, die sie selbst verfertigt hatte, und gab den Müttern manches Goldstück, das ihr der Herzog zu ihrer eigenen Kleidung und ihrem Putze geschenkt hatte. Mit einem reichgefüllten Körbchen am Arme eilte sie, oft schon am frühen Morgen, oder noch am späten Abende, zu den Kranken, und brachte ihnen erquickende Speisen. Manche kostbare Baumfrucht, die damals in Deutschland noch eine Seltenheit war, ersparte sie an ihrem Munde, um Kranke damit zu laben. Als erwachsene Jungfrau war sie recht das Bild der Unschuld und Schönheit, und alle fromme Mütter stellten ihren Kindern das herzogliche Fräulein als ein Beispiel der Frömmigkeit, der Sittsamkeit, des Fleißes und jeder liebenswürdigen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein sehr tapferer Ritter, von

hohem, edlen Sinne und Aussehen, rettete dem Herzoge in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit sich aus dem Felde nach Hause, gewann ihn bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovefa mit ihrem Gemahl abreisen sollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge trocken. Genovefa zerfloß beinahe in Thränen.

Der ehrwürdige Vater schloß sie noch einmal in seine Arme, benetzte sie mit Thränen, und sprach: „So zieh denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter sind alt. Wir bleiben Beide zurück, und wissen nicht, ob du unser Angesicht je noch einmal sehen wirst. Aber Gott zieht mit dir, und überall, wo du nur hinkommst, ist Er bei dir. Habe Ihn stets vor Augen und im Herzen, wie du dies von deinen Eltern gelernt hast, und weiche nie ein Haar breit, weder zur Rechten noch zur Linken, von seinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert seyn, und können einst getrost sterben!"

Hierauf umfaßte die Mutter sie mit zitternden Armen, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott begleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt seyn wird, und das

Herz ist mir von allerlei trüben Ahnungen schwer! Aber du warst immer eine gute Tochter, warst unsre größte Freude auf Erden, und betrübtest uns nie — o bleibe ferner gut. Thue nie etwas, dessen du dich vor Gott und deinen Eltern schämen müßtest! Noch einmal, bleibe du gut — dann ist Alles gut! Und sollten wir uns auch auf Erden nie mehr sehen, so sehen wir uns dann doch in dem Himmel gewiß wieder!"

Nun wandten sich beide Eltern noch zu dem Grafen, und sagten: „O Sohn! so nimm sie denn hin. Sie ist unser kostbarstes Kleinod. Sie ist deiner werth. Behalte sie lieb, und ersetze nun du ihr — Vater und Mutter." Graf Siegfried versprach alles, und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Jetzt trat Hildolf, der Bischof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte, und noch zugegen war, näher. Er war ein frommer, ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren und noch blühendrothen Wangen. Auch er segnete Beide, und sprach noch besonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat Euch ein großes Glück zugedacht — allein anders, als Alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen, da alle, die hier gegenwärtig sind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieser meiner Worte, geliebte Tochter im Herrn, so bald Euch

etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr sey mit Euch."

Bei diesen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greises ergriff alle Umstehende eine leise Ahnung bevorstehender, außerordentlicher Schicksale, und die allgemeine Wehmuth verwandelte sich in stumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und seiner heiligen Vorsehung. Der Graf half hierauf seiner schmerzlich weinenden jungen Gemahlin, deren Wangen einer mit Thau benetzten Lilie glichen, auf das für sie bereit stehende, prächtig gezierte Reisepferd, schwang sich dann selbst auf sein Ritterroß, und Beide zogen, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern, Edelknechten und Reisigen fort.

Zweites Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felsen, zwischen den zwei herrlichen Flüssen, dem Rhein und der Mosel, in einer schönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit seiner jungen Gemahlin sich dem Schloßthore näherte, standen schon alle seine Diener und Unter-

thanen — Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder — in ihrem besten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloßpforte war mit grünem Laubwerke und mit Blumen geziert, und auch der Weg mit Blumen und frischen Blättern bestreut. Aller Augen waren auf Genovefa gerichtet; alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu sehen. Als sie dieselbe nun näher erblickten, ergriff alle Ein Erstaunen. Denn da Genovefas Angesicht ganz der Spiegel einer reinen, wohlwollenden, himmlischgesinnten Seele war, so hatte es wirklich etwas Himmlisches, und schien von überirdischer Schönheit.

Genovefa stieg ab, und grüßte alle aufs liebreichste und mit den holdseligsten Worten. Sie redete vorzüglich mit den Müttern, die mit ihren Kindern auf dem Arme und an der Hand, umher standen, so freundlich, und beschenkte die Kinder, nach deren Namen und Alter sie gütig fragte, so reichlich, daß Mütter und Kinder entzückt waren. Als aber der Graf überdies noch — wie er versicherte, auf Genovefas Bitte — den Kriegern und Dienern für einen Monat doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlaß an den Abgaben, und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte; da brachen alle in lauten Jubel aus, vergoßen Freudenthränen, priesen sich und den Grafen glücklich, und tausend fromme

Wünsche für das junge Ehepaar stiegen zum Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die ihrem Herrn zu Ehren, in schimmernder Rüstung, das Schwert an der Seite und den Spieß in der Faust, mit ernstem Gesichte unbeweglich dastanden, flossen die hellen Zähren über die rauhen Bärte.

Siegfried und Genovefa lebten in der seligsten Eintracht. Allein diese Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen Beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovefa spann und sang, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute. Da hörten sie plötzlich draußen vor dem Schlosse kriegerische Trompeten. „Was gibts?" rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!" antwortete dieser. „Die Sarazenen sind aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Zwei Ritter sind so eben mit Befehlen vom Könige angekommen. Wir sollen, wenns möglich ist, noch diese Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu stoßen." Der Graf eilte sogleich hinunter, bewillkommte die Ritter, und führte sie herauf in den großen Rittersaal. Die erschrockene Gräfin eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirthung der Ritter zu machen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanstalten, Aussendung der Boten

an seine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für seine Abwesenheit zu. Alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf seinem Schlosse zusammen, und das ganze Schloß wiederhallte vom Getöse der Waffen, den Fußtritten geharnischter Männer, und dem Klirren der Sporne. Die Gräfin war die ganze Nacht beschäftiget, so viele Leute zu bewirthen, und Kleidungsstücke und allerlei andere Sachen, die der Graf für die Reise nöthig hatte, sorgfältig zusammen zu packen. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter, vollständig gerüstet, in dem Saale versammelt, und der Graf stand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und einen wallenden Federbusch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten in dem Schloßhofe hatten Reiterei und Fußvolk sich bereits wie in Schlachtordnung aufgestellt, und warteten seiner.

Genovefa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach den Sitten der Ritterzeit, Schwert und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland — zum Schutze wehrloser Unschuld und zum Schrecken übermüthiger Verbrecher!" sprach sie, und sank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das sie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahndungen künftiger Leiden, die sie aber jetzt sich noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach, Siegfried! wenn du nicht mehr zurückkehrtest!" seufzete sie, und verbarg ihr

Angesicht in ihr Tuch. „Sey getrost, Genovefa!“ sprach der Graf. „Wider den Willen Gottes streckt mich keiner zur Erde hin. Ueberall sind wir in Gottes Hand. Wir sind zu Hause dem Tode so nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur Seine Hand ist's, die ihn jeden Augenblick von uns abhält. Unter Seinem Schutze sind wir mitten in der blutigsten Schlacht so sicher, als sonst in unsrer Burg. Gott ist der Gott der Kriegsheere, und eine feste Burg. Wer Gott fürchtet, der hat sonst nichts zu fürchten. Darum kümmere dich nicht, liebes Weib, und sey meiner wegen ruhig. — Die Obsorge über dich, und über das Schloß und die Grafschaft, habe ich, nächst Gott, meinem treuen Hausmeister hier übergeben. Er ist von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Besitzungen. Und nun empfehle ich dich dem Schutze des Höchsten! Lebe wohl, gedenke meiner, und bete für mich.“

Genovefa begleitete ihn die steinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald sie aus der Schloßpforte in den Schloßhof traten — da tönten die Trompeten, da blitzten die geschwungenen Schwerter in der eben aufgegangenen Morgensonne, den Grafen zu begrüßen. Er schwang sich auf sein Roß, blickte Genovefen noch einmal freundlich an, und sprengte, um seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, eilends davon, und mit einem Getöse, das dem Donner glich, sprengten die

Ritter und Reitersknechte über die zitternde Zugbrücke des Schlosses hinter ihm drein. Genovefa sah von dem Thurme dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verschwand — verschloß sich dann auf ihr Zimmer, sich auszuweinen, und genoß beinahe den ganzen übrigen Tag keinen Bissen.

Drittes Kapitel.

Genovefa wird unschuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schlosse in der tiefsten Stille. Wann der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er sie schon an ihrem Fenster bei der Arbeit sitzend, und manche Thräne floß, wie Thau, auf die Blumen, die sie stickte. Sobald das helle Meßglöcklein tönte, eilte sie zur Schloßkapelle, und flehte mit Inbrunst für das Wohl ihres Gemahls. Nie sah man ihren Kirchenstuhl während des Gottesdienstes leer, und auch manche Nachmittagsstunde brachte sie einsam dort zu. Sie versammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um sich her, unterrichtete sie im Spinnen und Nähen, und erzählte ihnen unter der Arbeit mancherlei Schönes. Wie sie von Kindheit

an eine Freundin der Armen und Kranken gewesen, so war sie nun eine wahre Mutter derselben. Da war kein Dürftiger, dem sie nicht Arbeit und Verdienst gab, und wo nur ein Kranker war, da besuchte sie ihn in seiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredsamkeit machte ihm die bittersten Arzneien süß. Am Abende spann sie im Kreise der Mägde; und oft noch spät in der Nacht, wenn der Mond in die hohen Fenster schien, saß sie in dem einsamen Zimmer, spielte auf der Laute, und sang ein frommes Lied dazu. In dem ganzen Schlosse aber hielt sie, so viel es in ihrer Macht stand, auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebenen durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeister, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch seine schmeichelhaften Reden und durch sein gefälliges Betragen beinahe Jedermann für sich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gottesfurcht und Gewissen. Sein Vortheil und sein Vergnügen gingen ihm über alles. Ob das, was er that, gut und recht sey, das kümmerte ihn gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreise des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu spielen. Er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln,

stellte jeden Tag eine andere Lustbarkeit an, und verschwendete so die Güter seines Herrn. Dabei begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringsten Tagwerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen auch nur Einen Bissen Brod zukommen. Nur gegen Genovefa hatte er bisher immer die tiefste Ehrerbietigkeit bezeigt, und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen sie war ohne Gränzen. Genovefa begegnete ihm immer mit Ernst und Würde, sprach nur mit ihm, was unumgänglich nothwendig war, und erinnerte ihn immer nur an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen, und suchte seine Fehler vor ihr auf das sorgfältigste zu verheimlichen, oder doch zu entschuldigen. Allein nach und nach wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er verdiente — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloß, sie zu verderben.

Genovefa, die nichts Gutes ahnete, schrieb an den Grafen, schilderte den Golo ganz der Wahrheit gemäß, und schloß mit der flehentlichen Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen. Der Küchenmeister des Grafen, der ein sehr redlicher

Mann war, nichts als das Beste seiner Herrschaft suchte, und sich den bösen Anschlägen des Golo, so gut er konnte, widersetzte, hieß Drako. Dieser übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu senden. Allein dem listigen Golo war dies nicht verborgen geblieben. In dem Augenblicke, da Genovefa dem Drako morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den unschuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin, entstellt und sprachlos von Schrecken, in einen Sessel gesunken, und den guten Drako in seinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Golo brachte nun gegen die edle, schuldlose Gräfin solche schändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schlosse darüber errötheten. Hierauf schickte er sogleich einen Boten mit lügenhaften, verläumderischen Briefen an den Grafen ab, klagte Genovefa, die frömmste und unschuldigste der Frauen, als ein treuloses, ehrvergessenes Weib an, und ließ sie indeß in den tiefsten Thurm des Schlosses werfen.

Golo kannte die Gemüthsart seines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar sehr edelgesinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig sey; allein daß er bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften

seine Neigung zum schnellen, auffahrenden Zorn, zur Empfindlichkeit und Eifersucht nicht zu beherrschen wisse. „Und," sagte der Bösewicht, „eine einzige unbeherrschte Neigung eines sonst auch noch so trefflichen Mannes gleicht dem Ringe in der Nase des Bären. Man kann ihn dabei führen, wohin man nur will." Golo rechnete daher sicher darauf, im ersten Anfalle von Zorn werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu ermorden.

Viertes Kapitel.

Genovefa im Gefängnisse.

Der Thurm, der zu Gefängnissen für Uebelthäter bestimmt war, und den das Volk nur den Armensünderthurm nannte, war der fürchterlichste unter den Thürmen des Schlosses. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauder und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorbei gehen. Und zu unterst in diesem Thurme lag sie nun selbst! Ihr Gefängniß war so kalt, dumpf und schauerlich, wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren schwarzgrau, und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war

mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Nie schien die Sonne dahin, nie der freundliche Mond. Das wenige Tageslicht, das durch ein kleines, schwarzes Eisengitter einfiel und Genovefas blendendweißes Gewand erhellte, diente gleichsam nur dazu, die Schrecknisse dieses fürchterlichen Ortes sichtbar zu machen. Zitternd von Angst und Schrecken und fast betäubt von Schmerz und Betrübniß, saß sie auf einem Lager von Stroh. Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und ein wenig rauhes, schwarzes Brod war all ihre Nahrung.

Sobald sie aber von der ersten Betäubung des Schreckens und Schmerzens sich erholt hatte, da faltete sie mit glühender Inbrunst ihre Hände, blickte zum Himmel auf und betete, heiße Thränen vergießend: „O Du guter Vater im Himmel! Hier sitz' ich tief unter der Erde, und blicke auf zu Dir. Ich bin jetzt ganz verlassen. Ich habe Niemand mehr, als Dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr. Aber Du siehst meine Thränen; Du hörst meine Seufzer! Du bist ja überall zugegen. Du bist auch hier an diesem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt. Die liebreiche Hand aller meiner Freunde kann mir nicht helfen. Aber Dein Arm ist nicht verkürzt. Du kannst mein Kerkerthor

aufthun. O erbarme Du Dich meiner, bester Vater!"

Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach uud nach ganz wund. Manchmal aber saß sie vor großer Betrübniß wie starr und ohne Thränen da. „O wie glücklich," sprach sie einmal, „sind doch die ärmsten Menschen in Vergleich meiner! Sie sehen doch den schönen blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen. O daß ich anstatt einer herzoglichen Prinzessin ein armes Hirtenmädchen, oder anstatt einer Gräfin eine Tagelöhnerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir ist Alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle ist, leuchtet nur für mich nicht mehr! Doch," fuhr sie fort und ihre Thränen flossen wieder, „Du bist ja noch mein, o Gott! O so sey denn Du meine Sonne! Ja, sobald ich Deiner gedenke, so wird es wieder helle in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Froste, erstarrtes Herz thauet wieder auf zu Thränen!"

Sehr oft kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Bischofs zu Sinne. „Das also," rief sie einmal jammernd, und blickte in ihrem Gefängnisse umher, „das ist also das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieser dunkle Kerker auf mich!" — „Doch," sprach sie getrost, „da Du, o Gott! mich

in dieses Gefängniß kommen ließest, so muß es für mich so gut seyn. Ja, Du sendest die Leiden nur aus Liebe. Sie sind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglücke ist lauter Glück und Segen verborgen, wie Deine Hand in die bittere Schale mancher Frucht einen süßen Kern verschloß. So will ich denn dieses Leiden von Deiner Vaterhand getrost annehmen. Nur auf Dich will ich sehen, und nicht über meinen Verfolger klagen. Du willst es so — nun Herr, hier bin ich! Mach' es mit mir, wie Du willst; nur gib mir Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden."

Nachdem sie so gebetet hatte, empfand sie großen Trost. Es war ihr nicht anders, als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sey gutes Muths, Genovefa! Du mußt zwar noch Vieles leiden, aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du bist zwar jetzt in den Augen der Menschen eine Uebelthäterin, aber deine Unschuld wird einst doch noch heller glänzen, als die Sonne." Und hierauf verfiel sie in einen erquickenden Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Genovefa wird im Gefängnisse Mutter.

Genovefa saß mehrere Monate lang im Gefängnisse. Diese lange Zeit kam kein Mensch zu ihr, als Golo, der ihr seine schändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieser Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreiung aus dem Gefängnisse versprach. Allein Genovefa sprach zu ihm: „Lieber vor den Menschen ehrlos scheinen, als es in der That seyn. Lieber zu unterst in diesem Thurme verschmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erschwingen!“

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der entzückenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblick war jetzt da — und sie wurde Mutter eines Sohnes. „O du liebes Kind!“ sprach sie, und drückte es mit zitternden Armen an sich, „so bist du denn da! Und in diesem fürchterlichen Orte erblickst du die Welt! O komm her an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach, deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wickeln. Kein Mensch reicht ihr auch nur einen Löffel voll warmer Suppe — ach wie könnte deine kranke, abgezehrte Mutter dich ernähren! In diesem schauerlichen Aufenthalte hier ist nicht einmal

ein anderes Plätzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als moderndes Stroh und das harte, kalte Steinpflaster hier. Unter diesem finstern, feuchten Gewölbe, von dem ohne Unterlaß das Wasser herabtröpfelt, mußt du vor Nässe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was benetzt ihr mein liebes Kind mit diesem herabfallenden Tropfen? Seyd ihr auch so unbarmherzig, wie die Menschen? Doch nein, verzeiht mir! Ihr stummen Mauern habt mehr Gefühl. Ihr könnet mein und meines Kindes Elend nicht mehr ansehen, und trauert und weinet mit mir."

Hierauf blickte sie zum Himmel auf, hielt ihr Kind mit zitternden Armen empor, und sagte unter Thränen: „O Gott! Du hast mir dieses Kind geschenkt! Du hast ihm das Leben gegeben! Deine Gabe ist es! Dir gehört es an. Dir soll es auch ganz gewidmet seyn! Ja," fuhr sie fort, „das sey mein erstes Geschäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel senden. Aber Du bist ja auch hier zugegen — und wo Du bist, da ist Dein Tempel. Es ist keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hebe, kein Priester, der den Vater und Taufpathen an seine Pflichten erinnere. So will denn ich, deine Mutter, die Stelle des Taufpathens, Vaters und Priesters zugleich vertreten. Ich gelobe Dir denn hier feierlich, o Gott — wenn Du anders mich und

mein Kind noch so lange wirst leben lassen — dieses Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geist, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und zu allen Menschen zu erziehen, und es als ein theures, anvertrautes Kleinod vor dem Bösen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbefleckt von Sünden und Lastern zurückgeben, und in meiner Rechenschaft vor Dir bestehen möge." Nun betete sie noch lange stille, griff dann nach dem Wassergeschirre, und taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn," sagte sie, „unter Schmerzen und Thränen kamst du zur Welt. Schmerzenreich soll daher dein Taufnamen, und die Thränen deiner Mutter sollen dein Eingebinde seyn!"

Hierauf wickelte sie das Kind in ihre Schürze, und legte es in ihren Schooß. „So," sagte sie, „hier in meinem Schooße soll deine Wiege seyn." Dann blickte sie wehmüthig auf das kleine Stücklein harten, schwarzen Brodes neben ihr, und sagte: „Das, du armes Kind, das soll also künftig deine Nahrung seyn! Es ist wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu; aber sey getrost, die Thränen deiner Mutter sollen es erweichen, und unter Gottes Segen ist es für dich und mich genug!" Sie kaute das harte Brod klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als das Kind einmal sehr sanft in ihrem Schooße schlief, da neigte sie sich über dasselbe, und seufzte: „O Gott! blicke doch herab auf dieses arme Kind hier in meinem Schooße! Ach, eine Blume würde in diesem dunkeln, kalten Gewölbe, ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfrischende Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und siech werden! Ach, wie könnte mein Kind, dieses zarte Pflänzchen hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht so elend umkommen! O wie liebe ich es, wie gerne gäbe ich für dieses holde Kind mein Leben! Aber Du liebest es noch mehr, als ich; Du liebest mich und alle Menschen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja," sagte sie mit lauter, bewegter Stimme, „Du hast es ja selbst gesagt: Und wenn eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so will Ich doch deiner nicht vergessen."

Als Genovefa so laut sprach, erwachte das Kleine, und lächelte das erste Mal freundlich gegen die Mutter. Genovefa lächelte auch — das erste Mal in ihrem Gefängnisse. „Und du lächelst, liebes Kind?" sagte sie, und drückte es an ihr Herz. „Du achtest der Schrecknisse dieses Ortes nicht? Ja, lächle nur! Dein Lächeln sagt mir mehr, als tausend Worte. Es ist mir, als wolltest du sagen: Mutter, weine nicht und sey fröhlich! Du bist wohl arm, aber Gott ist reich. Du bist hülflos, aber Gott ist ein mächtiger Helfer. Du liebst mich

wohl recht, aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebes Kind, lächle! So lange du lächelst — kann deine Mutter nicht mehr weinen!"

Nach einigen Tagen kam Golo wieder. Mit wildem, verstörtem Gesichte trat er vor sie. „Nun hab' ichs einmal genug!" sagte er. „Wenn ihr eine Närrin bleiben, und Eure Tugendgrillen nicht aufgeben wollet, so erbarmt Euch doch wenigstens Eures Kindes. Denn wenn Ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, so müßt Ihr — Gott strafe mich! — sterben, und Euer Kind dazu."

Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tausendmal sterben, als in Etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuren Eltern, meinem Gemahle und allen guten Menschen schämen müßte." Golo warf ihr einen wüthenden Blick zu, wandte sich voll grimmigen Zornes um, und schlug die eiserne Thür mit einer Gewalt hinter sich zu, daß die Grundfesten des Kerkers zu wanken schienen, und das donnernde Getöse noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

Sechstes Kapitel.

Genovefa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.

Um Mitternacht klopfte auf einmal Jemand an dem kleinen Fensterlein des Gefängnisses. „O liebe Gräfin, wacht Ihr noch?“ rief eine leise, klägliche Stimme. „O was muß ich Euch sagen! Ach Gott, ach Gott! Ich kann vor Weinen fast nicht reden. Ach der gottlose Golo! Gott strafe ihn, und werfe ihn in die unterste Hölle — den verruchten Bösewicht.“

„Wer bist du denn?“ fragte Genovefa, stand auf, und ging an das Eisengitter hin.

„Des Thurmwächters Tochter!“ antwortete die Stimme. „Wißt Ihr, die Bertha, die schon so lange krank ist, und der Ihr in ihrer Krankheit so viel Gutes gethan habt. Ach, ich habe Euch so lieb, und möchte mich Euch doch gerne dankbar bezeigen. Aber ach! ich bringe Euch eine schreckliche Nachricht. Diese Nacht noch müßt Ihr sterben. Der Graf will es so; denn er hält Euch wirklich für die schändliche Verbrecherin, für die Euch Golo ausgab. Das hat er dem Golo geschrieben. Die Mörder sind schon bestellt. Sie müssen Euch das Haupt abschlagen. Es ist gewiß so. Ich hab' es selbst gehört, wie Golo es mit

ihnen verabredete. Und ach! — Euer Kind muß auch sterben. Denn der Graf will es nicht als seinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angst nicht ruhen. Ich konnte in dieser Nacht noch kein Auge zuthun. Sobald Alles schlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und versuchte es, mich zu Euch herabzuschleppen. Denn ach, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich Euch nicht noch einmal spräche, nicht von Euch Abschied nähme, und Euch für Eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn Ihr noch etwas zu bestellen, oder sonst etwas auf dem Herzen habt, so vertraut es mir, damit doch nicht alle Eure Geheimnisse mit Euch in die Erde verscharrt werden, und ich vielleicht noch einmal Eure Unschuld bezeugen kann."

Genovefa erschrak heftig, und konnte vor Schrecken lange nicht reden. Endlich sagte sie: „Liebes Kind, sey so gut, und bringe mir Licht, Dinte, Feder und Papier." Das Mädchen brachte es, und Genovefa fing an zu schreiben. Weil kein Tisch und Stuhl da war, so schrieb sie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebster Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaster meines Gefängnisses liegend schreibe ich noch an dich. Wenn du diesen Brief lesen wirst, modert die Hand, die ihn schrieb, schon lange in dem Grabe. In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richterstuhle Gottes. Ich bin als eine

Uebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich sterbe unschuldig; dieß betheure ich dir vor Seinem heiligen Angesichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt!"

„Ach bester Gemahl! Mir ist es nur um dich leid. Ich weiß es, du mußt schrecklich betrogen worden seyn, sonst könntest du deine Genovefa und dein Kind nicht tödten lassen. Aber wenn du den Betrug einmal einsiehst, o so bekümmere dich nicht zu sehr! Du liebtest mich ja immer. Du bist nicht Schuld an meinem Tod. Es ist nun einmal die Schickung Gottes so."

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehört hast. Laß dieses dein erstes übereiltes Urtheil auch dein letztes seyn. Vergüte diese einzige böse That — obwohl du den geringsten Antheil daran hast — durch tausend gute und edle Thaten. Das ist das Beste, was du noch thun kannst. Trauern und sich grämen hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel ist. Dort wirst du deine Genovefa wieder sehen, dort wirst du ihre Unschuld und Treue erkennen, dort wirst du auch deinen Sohn, den du hier nie sahst, das erste Mal sehen. Dort werden uns keine böse Menschen mehr trennen."

„Doch meiner Augenblicke auf Erden sind wenige mehr. Ich möchte noch gerne meine letzten

Pflichten erfüllen. Ich danke dir daher noch für alle Liebe, die du mir in bessern Tagen erwiesen hast. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir in's Grab."

„Nimm dich meiner guten Eltern an. Sey ein guter Sohn gegen sie. Tröste sie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr schreiben, denn meine Stunde naht. Sage es aber du ihnen, daß ihre Genovefa keine Verbrecherin war — daß ich unschuldig starb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für Alles, Alles, was sie an mir gethan haben, herzlich danke."

„Den Golo, den armen, verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Zorn. Verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörst du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit mir in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden."

„Auch auf diejenigen, die mir das Haupt abschlagen werden, wirf keinen Haß, daß sie mich unschuldig tödten, sondern thue vielmehr ihnen und den Ihrigen Gutes. Denn sie handeln nach Befehl, und thun es gewiß ungerne."

„Der gute, unschuldig ermordete Drako war einer deiner redlichsten Diener. Sorge für seine hinterlassene Wittwe, und sey ein Vater seiner armen Waisen. Das bist du ihm schuldig; denn seine

Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Ursache seines Todes. Er starb für dich. Vergiß es auch nicht, ihn öffentlich und feierlich für unschuldig zu erklären."

„Das gute Kind, das dir diesen Brief übergibt, die Bertha, belohne. Sie allein war mir treu, wo Alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Golo sich Niemand meiner anzunehmen getraute."

„Deinen Unterthanen sey ein milder Herr. Lege ihnen keine zu großen Bürden auf. Sorge dafür, daß sie gerechte Beamten, würdige Geistlichen und geschickte Aerzte haben. Höre jeden selbst an, der eine Beschwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu klagen hat. Besonders sey gegen die Armen mildthätig. Ach! ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu seyn, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thu' es nun du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu seyn."

„Und nun sag ich dir mein letztes Lebewohl. O traure doch nicht zu sehr um mich, liebster Gemahl! Ich sterbe ja gerne; denn kurz und voll Jammer ist dieses Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, so sterbe ich doch in allen jenen Stücken, deren mich Golo anklagte, so unschuldig wie mein Erlöser. Er wird meiner Seele gnädig seyn! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine abgeschiedene Seele. Ich scheide mit versöhntem,

liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovefa.“

Diesen Brief schrieb Genovefa unter einem Strome von Thränen. Dinte und Thränen flossen darin so durch einander, daß man ihn kaum lesen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und sagte: „Diesen Brief bewahre als ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menschen. Und wann mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommt, so gieb den Brief in seine Hand.“ Und nun nahm Genovefa ihre Perlenschnur von dem Halse und sagte: „Diese Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen, mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautschmuck, und kamen, seitdem ich sie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beinahe nie von meinem Halse. Sie sollen nun dein Brautschatz seyn. Sie sind wohl mehr als tausend Goldgulden werth. Vertrau aber deshalb, weil du jetzt reich bist, auf nichts Irdisches. Denk', daß deine Gräfin diese Perlen an jenem Halse trug, den jetzt bald das Schwert durchschneiden wird. Lerne aus meinem Schicksale, daß man sich auch auf die besten Menschen nicht verlassen kann. Ach! ich dachte nicht, daß selbst derjenige, der mir diese Perlen zur Halszierde gab, diesen Hals würde abhauen lassen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun geh' hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jetzt noch zu Gott wenden, und mich zur Ewigkeit anschicken. Lebe wohl!“

Siebentes Kapitel.

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Kaum war das Mädchen fort, so krachte die eiserne Thür des Gefängnisses, that sich rasselnd auf, und zwei geharnischte Männer traten herein. Der Eine hielt eine brennende Pechfackel in der Hand, und der Andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Genovefa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da, und betete. Die beiden Männer sahen beim Glanze der Fackel nicht ohne Erstaunen ihr blasses, abgezehrtes Gesicht, und das liebliche Kind, das sie mit Thränen benetzte. „Steh auf, Genovefa," sprach der Mann mit dem Schwerte, der von Golo zum Scharfrichter bestellt war, trotzig und mit rauher Stimme, „nimm dein Kind mit dir, und komm mit uns!" Genovefa rief: „Gott sey mir gnädig! Ich stehe in Seiner Hand!" — stand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen, unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging vor ihr her; der Andere mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer, zottiger Hund folgte ihnen.

Endlich kamen sie an eine große, eiserne Thür. Da steckte der Mann, der voraus ging, den Schlüssel an, und löschte die Fackel. Die Thüre ging

auf, und sie waren nun unter freiem Himmel, nahe an einem großen Wald. Es war eine helle Herbstnacht. Der Himmel war voller Sterne. Der Mond neigte sich zum Untergange. Der Wind wehte kalt. Keiner der zwei Männer sprach ein Wort. Sie führten Genovefa weit, weit in den Wald hinein. Nun kamen sie auf einen freien Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Espen umgeben war. Da sagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovefa, und knie nieder." Genovefa kniete nieder. „Jetzt gieb dein Kind her, und du, Heinz, verbind ihr die Augen!" fuhr er fort, zog das Schwert aus der Scheide, erhob es, und ergriff das Kind bei dem Aermlein. Allein Genovefa schloß ihr Kind fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf, und schrie laut: „O Gott, laß mich sterben — nur rette mein Kind!"

„Mach' keine Umstände!" sagte der rauhe Mann. „Was seyn muß, muß seyn! Gieb her!"

Aber Genovefa rief weinend und jammernd: „O ihr lieben Männer! wäre es denn möglich, könntet ihr dieses arme unschuldige Kind ermorden? Was hat es verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! Ich will ja gerne sterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind leben! Bringt es zu meinen Eltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, so laßt —

nicht wegen meiner, sondern meines Kindes wegen — mich leben. Ich will ja diesen Wald in meinem Leben nicht mehr verlassen, und nie mehr unter die Menschen kommen, damit Golo es nicht erfahre, daß ihr mich verschont habt. O seht, ich, eure Frau und Gräfin, knie vor euch und umfasse flehend eure Knie! Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, so tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unschuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jetzt meiner Thränen nicht achtet! Seyd barmherzig mit mir, so wird es Gott auch einst mit euch seyn! Laßt euch zeitlichen Lohnes wegen nicht zu bösen Thaten verleiten; denn ihre Strafe ist ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menschen! Oder wollet ihr denn diesen Golo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch nicht unschuldiges Blut, denn das Blut der Unschuld schreit zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

„Ich thue nichts," sagte Kunz, der das Schwert noch immer hoch empor hielt, „als was mir befohlen ist! Ob es recht oder unrecht sey, mögen Golo und der Graf verantworten."

Allein Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blickt doch zum Himmel auf!" sprach sie. „Seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt sich hinter den Tannen, als könnte er die That,

die ihr vorhabt, nicht ansehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O so oft ihr ihn künftig so untergehen seht, wird er euch des unschuldig vergossenen Blutes anklagen! Ja, wenn er auch hoch am Himmel steht, und allen Menschen hell und klar scheint, so würde er doch euch blutroth vorkommen. — O horcht doch, horcht, es erhebt sich ein Wind! Hört ihr nicht, wie schauerlich die Bäume rauschen, und wie laut alle Blätter zittern? Die ganze Natur entsetzt sich über den Mord der Unschuld. O künftig wird euch jedes rauschende Blatt erschrecken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tausend Augen schaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine solche Gräuelthat begehen? Denkt, dort droben über den Sternen ist ein Gott, vor dessen Gericht ihr einst stehen müßt! — O Gott! Du Vater der Wittwen und Waisen dort oben, o erweiche Du das Herz dieser Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß sie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kindes verschonen, und diese schwere Blutschuld nicht auf sich laden!"

Heinz, der immer geschwiegen hatte, wischte sich eine Zähre ab, und sagte: „Du, Kunz, mir bricht das Herz! Wir wollen sie leben lassen. Wenn du Blut vergießen willst, so stoß dein Schwert lieber dem Golo in die Brust. Er ist der Schul-

dige; sie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk' doch daran, wie viele Wohlthaten sie dir in deiner letzten Krankheit erwiesen hat."

„Sie muß sterben!" sagte Kunz. „Da hilft nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mich bei meiner armen Seele auch hart an, sie umzubringen. Allein wenn wir sie leben lassen, müssen wir beide sterben. Und ihr hilfts doch nichts. Golo wird sie doch noch zu finden wissen. Zudem müssen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, daß wir sie umgebracht haben."

„Wir wollen sie dennoch leben lassen!" sagte Heinz. „Wir können es ja so machen: Wir lassen sie, damit wir nicht verrathen werden, schwören, immer in diesem Walde zu bleiben — und dem Golo bringen wir die Augen deines Hundes da. Ich wette, das böse Gewissen läßt sie ihm nicht so genau ansehen, daß er den Betrug merkte. Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten? Bedenk doch, Kunz! ob unsre liebe Gräfin und unser junge Graf, ob diese unglückliche Mutter und ihr unschuldiges Kind, dir nicht werther seyn sollten, als — Gott verzeih mirs! — dein Hund? Kunz, sey doch kein Unmensch!"

„Das bin ich nicht!" sagte Kunz. „Gott weiß es, noch nie ward mir mein Amt so schwer. Allein Golo wird rasend, wenn wir seine Befehle nicht vollziehen."

„Mit deinem Golo!“ sagte Heinz. „Der Unschuld das Leben zu schenken, ist offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß sich beim Gutesthun nicht fürchten, sondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jetzt auch ein Ungemach zuziehen — was ists denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!“

Der harte Mann sagte endlich: „Es sey! Wir wollen es wagen.“ Er sprach nun Genovefen sogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieser Wildniß zu entweichen, und sie mußte ihm jedes Wort nachsprechen. Auch Heinz mußte ihm auf das hingehaltene Schwert schwören, keinem Menschen ein Wort von ihr zu sagen, und sie auch nie in der Wildniß zu besuchen. Nun führte Kunz mit seinem Gefährten, um recht sicher darein zu gehen, sie noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichste Gegend der Wildniß, wo seines Wissens noch nie ein menschlicher Fuß gewandelt hatte, — da sank sie endlich mit ihrem Kinde, das sie mit ihren Armen umschlossen hielt, kraftlos und ohnmächtig unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen und gingen ihres Wegs. Nur Heinz sah sich noch einmal mit nassen Augen um, und sagte: „Gott wolle Sich ihrer erbarmen, und für sie und ihr armes Kind weiter sorgen! Denn wenn Er nicht barmherziger wäre, als die Menschen, so wär's gefehlt.“

Als die Männer in das Schloß zurückkamen, saß Golo wie ein Verzweifelnder in seiner Stube, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. „Wir bringen da die Augen!“ sagte Kunz, indem er an der Thür stehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. „Ich will sie nicht sehen!“ — schrie Golo fürchterlich, sprang auf, und griff an sein Schwert. „Und wenn mir noch einmal einer von euch den Namen der Unglücklichen nur nennt, so reiß ich mein Schwert heraus, und stoß ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen, ja kommt mir nie mehr unter das Gesicht!“

„Das ist doch sonderbar!“ sagte Golo dann bei sich selbst. „Vorhin schien mir die Rache an Genovefa süß — und jetzt ist mir der Gedanken daran so schrecklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte! Ach, wer seiner Leidenschaft folgt, findet sich am Ende doch allemal betrogen!“

Achtes Kapitel.

Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirschkuh vom Hungertode errettet.

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Tanne liegen. Endlich erwachte sie, und sah sich mit ihrem Kinde in der Wildniß allein. Der ganze Himmel hatte sich indeß mit Wolken bedeckt. Der Mond war längst untergegangen. Es war sehr finster. Ein fürchterlicher Sturm brauste durch die Bäume. In dem Baume über ihr schrie eine Eule, und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie schauderte vor Furcht zusammen.

„O Gott, o Gott," rief sie, „welch ein Entsetzen ergreift mich! Doch Du, lieber Gott, bist ja auch hier bei mir. Vor Dir ist die Nacht helle. Du siehst mich! Wo kein Mensch ist, da bist doch Du. Du verlässest diejenigen nie, die auf Dich vertrauen. Du hast mich und mein Kind — unendlicher Dank sey Dir dafür! — aus der Hand der Menschen errettet. Du wirst uns nicht durch wilde Thiere umkommen lassen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten!"

Sie blieb mit ihrem Kinde auf dem Schooße unter dem Baume sitzen, faltete ihre Hände über ihren Knien zusammen, blickte mit stillen Thränen zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach.

Allein er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber, neblichter Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Ueberall nichts als kahle Felsen, Dornen und verwachsenes Gesträuch, nur hie und da einzelne Tannen und Fichten! Die Morgenluft wehte schneidend kalt, und endlich fing es gar an, heftig zu regnen und zu schneien. Genovefa zitterte vor Frost, und ihr liebes Kind fing vor Kälte und Hunger laut an zu weinen. Sie suchte überall umher, einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle zum Obdache, und einige wilde Früchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand sie ein trockenes Plätzchen, nirgends an den halb entblätterten Sträuchen auch nur eine Beere. Da grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten Boden, der bereits zu gefrieren anfing, einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute roth gefärbt! Diese Wurzeln zerkaute sie nun, und gab sie ihrem Kinde.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüste weiter, ohne zu wissen wohin. Als sie abermals einen Felsen überstiegen hatte, da sah sie unten zwischen den rauhen Felsen ein kleines, freundliches Thälchen mit Bäumen und Sträuchen. Sie kletterte hinab. In einem Felsen, der dicht mit Tannen bewachsen war,

erblickte sie unter den überhangenden Aesten eine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwei oder drei Menschen zu beherbergen. Nicht weit davon rauschte eine Quelle, hell wie Krystall, aus dem Felsen hervor. An der Quelle standen einige Aepfelbäume; allein es war daran nur hie und da welkes Laub, und nicht ein einziges Aepfelein zu sehen. Eine Kürbißstaude rankte an dem Felsen hinauf; ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre Früchte waren wohl sehr groß und schön gelb, allein bereits faul und nicht zu genießen.

Genovefa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt. Allein noch immer zitterte und bebte sie vor Frost. Es war jetzt Mittag. Der Hunger quälte sie schrecklich, und auch ihr Kind fing wieder an vor Hunger zu weinen und zu schreien. Da kniete sie in der Höhle nieder, legte ihr Kind vor sich auf den Boden hin, blickte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände, und betete: „O Du guter Vater im Himmel! Blicke hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verschmachtendes Kind! Du ernährst ja auch in der rauhen Jahreszeit die Raben, die dort an dem hohen Felsen herum fliegen. Du vergißt auch des Würmleins nicht, das hier an der Felsenwand kriecht, und lässest es auch im Winter ein Zäserlein

grünes Moos finden. Du kannst mich und mein Kind auch in dieser Wildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Nein Vater, Du kannst, Du wirst uns nicht verschmachten lassen! Du hast uns eben eine Wohnung finden lassen; Du wirst auch für Nahrung sorgen!"

Sieh! da zertheilten sich mit einem Male die Wolken, und die Sonne schien mild und warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube — und plötzlich stand eine Hirschkuh vor der Höhle. Da dieses friedliche Thier in der menschenleeren Wüste nie von Menschen verfolgt worden, so war es gar nicht scheu. Es kam in die Höhle, die sein gewöhnlicher Aufenthalt war, ungescheut herein, und blieb vor Genovefa stehen. Genovefa erschrak Anfangs über das Thier; nach und nach wurde sie aber kühner, und streichelte es. Das Thier schien gegen diese Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu seyn. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieser Hirschkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!" sagte sie — und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Das Thier, dem ein Wolf das Junge zerrissen hatte, und das von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwieg und schlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsstücke,

und legte es in eine Ecke der Höhle, wo sich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem Genovefa für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst auf sich. Sie ging aus der Höhle heraus, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zertheilte mit einem scharfen Kieselsteine jeden in zwei gleiche Stücke, höhlte sie aus, und wusch sie in der Quelle. Als sie zurückkam, hatte sich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovefa hielt ihm einige grüne frische Kräuter vor, die sie in der Quelle gefunden hatte. Da stand das Thier auf, fraß sie ihr aus der Hand, und leckte ihr dann, als wollte es ihr seine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun versuchte Genovefa, die Hirschkuh zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbißschalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Knie nieder, hob eine gelbe Schale voll reinlicher, lauer Milch mit beiden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für diese Deine milde Gabe. Ja, Dein Geschenk ist diese Milch hier! Du ließest mir mitten in diesem harten Felsen eine Quelle der Nahrung entspringen! Du fügtest es, daß irgend ein Vögelein das Kürbißkernlein in dieser Wildniß verlor, oder daß irgend ein frommer Einsiedler, der vielleicht diese Höhle bewohnt und jene Aepfelbäume gesetzt hat, auch diese Kürbißstaude pflanzte. Du hast dafür gesorgt, daß es

mir nicht am Geschirre fehle, Deine Gabe aufzufassen. Du leitetest meine Tritte zu dieser Höhle, dem Aufenthalte dieses guten Thieres! Nun darf ich, nun darf mein Kind nicht verschmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungslosen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getrost entgegen sehen!"

Sie trank nun, und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch ein köstlicher Trank ist dies!" sagte sie. „So wohl hat mir in meinem Leben noch keine Speise geschmeckt. O Gott! Wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Eltern Deine Gaben zu schätzen! O verzeih doch, daß ich Dir nicht besser dankte; verzeih, daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach, ich hatte es nie erfahren, wie wehe der Hunger thut! O wie manchem Dürftigen könnten die Reichen mit kleinen Kosten eine große Labung verschaffen!"

Nachdem sie mit der Milch sich recht erquickt, und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, ging sie wieder aus der Höhle, pflückte an den Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Die dichten Aeste bedeckten nun den Eingang wie ein dunkelgrüner

Vorhang, und verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle; und von dem warmen Hauche und der Ausdünstung der Hirschkuh ward die Höhle lieblich erwärmt.

Genovefa setzte sich, müde von der Arbeit, und noch mehr von dem Jammer dieses Tages, auf ein Felsenstück in der Höhle, das zu einem Sitze wie gemacht war. Es war ihr nun viel leichter um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß Er sie aus dem dunkeln Gefängnisse errettet, und ihr gegen Golo eine sichere Zufluchtsstätte verschafft hatte. Freilich fiel ihr ein, daß sie auch hier Vieles zu leiden haben werde. Allein sie gedachte an ihren göttlichen Erlöser, der Sein Kreuz willig auf die Schultern genommen, und geduldig daran gestorben. Zu ihren Füßen lag ein dürres Stecklein, das von einem Tannenaste abgefallen war. Sie zerbrach es in zwei ungleiche Stücke, und befestigte mit einem zähen Tannenreise das kleinere Stück so an dem größern, daß ein Kreuz daraus wurde, und sprach dann: „O mein göttlicher Erlöser, der Du aus Liebe zu mir und allen Menschen am Kreuze gestorben bist! Dieses Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer soll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einsiedlerleben in dieser Wildniß anfangen. Mein Leiden ist nun mein Kreuz. Ich will es geduldig auf mich nehmen, und stets beten wie Du:

„Vater! Dein Wille geschehe und nicht der meine.“ Dieses mein Leiden wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblick kommen, wo ich mit Dir sagen kann: „Es ist vollbracht!“

Nachdem sie so gebetet hatte, stellte sie das Kreuz in einer kleinen Vertiefung der Felsenhöhle auf, wo es am besten in die Augen fiel, legte sich auf das bereitete Lager von Moos, und ein sanfter Schlaf schloß ihr, nach langer Zeit das erste Mal, die Augen. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen, und die treue Hirschkuh, die von nun an sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Genovefas einsames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieser Wildniß als eine wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, Frühling und Sommer kamen, machten dann wieder dem Herbste und Winter Platz, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Wann Genovefa nun im Sommer am heißen Mittage so zwischen den stummen Felsen und Bäumen da saß, und nichts hörte, als das Gekrächze der Raben oder das Hacken eines Spechtes; wann in schauerlichen

Herbstnächten der kalte Mond hoch am Himmel stand und das einsame Felsenthal beschien; wann sie des Winters aus ihrer Höhle auf die unermeßliche Menge Schnee hinsah, in dem sie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte: da sehnte sie sich wohl recht herzlich, wieder einmal das Angesicht ihrer Eltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde, oder nur irgend eines Menschen zu sehen. „O wie glücklich," seufzte sie manchmal, „sind doch die Menschen, die bei einander leben, mit einander reden, und sich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! Und wie thöricht sind sie, daß sie dieses süße Glück oft gar nicht achten, und sich einander das Leben vielfältig so bitter machen!" Dann faßte sie sich aber allemal wieder, und sprach: „O Gott, das Glück, mit Dir umzugehen, ist ja doch noch unendlich süßer, als der Umgang mit Menschen! Wann wir auch von Menschen ferne sind, so bist doch Du uns immer nahe — in der öden Wildniß und in der stillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblick mit Dir reden können, Du innigster Freund unsrer Seele!" Sie gewöhnte sich so daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit Ihm zu reden, daß ihr in diesen freundlichen, vertraulichen Gesprächen Stunden wie Augenblicke verflossen.

Obwohl ihr die Verpflegung ihres Kindes, das Ausgraben der Wurzeln, und das Einsammeln

verschiedener Waldfrüchte viele Arbeit machte, so mußte sie doch manche Stunde so da sitzen, wo sie gar nichts zu thun wußte. Da sagte sie denn oft: „Ach, wenn ich nur einige Stricknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen, wie wollte ich da mich und mein Kind so gut kleiden! Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit; allein ohne Arbeit ist das Leben sehr traurig und langweilig, und die härteste Arbeit ist süß gegen das Nichtsthun."

Oftmals hatte sie das sehnlichste Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde," sprach sie, „könnte ich dann mit Lesen recht schön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, sind ja auch ein Buch, das Du selbst geschrieben hast." Sie fing nun an, Gottes Werke viel aufmerksamer zu betrachten, als sie es sonst in ihrem Leben gethan hatte, und das kleinste Blümlein, ein schön gefärbtes Käferlein oder ein bunt bemalter Schmetterling, machte ihr, wenn sie so die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unaussprechliches Vergnügen. Es war ihr daher auch ganz ungemein erfreulich und tröstlich, daß Christus viele Seiner schönsten Gleichnisse von solchen Gegenständen hergenommen hatte, von denen sie auch in der Wildniß umgeben war.

Wann die S o n n e im Frühlinge wieder so lieblich und freundlich in ihre Höhle herein schien,

dann sagte sie hoch erfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne ist mir ein schönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jesus, Dein Sohn, sprach ja: „Der Vater im Himmel läßt Seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen.“ — Meine Liebe zu den Menschen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich nur könnte.“

Wann sie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit sich in ihr Herz einschleichen wollte, und sie dann an einem schönen Morgen den fröhlichen Gesang der Vögel hörte, dann rief sie: „Ihr seyd so munter und sorglos, ihr kleinen heitern Geschöpfe, und singt so fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich seyn? Jesus will ja dies, und sagt es uns: „Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie dennoch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, als sie?“ — Ja, mein Gott, Du liebst mich mehr, als alle diese Vögel; ich sollte daher ja auch viel fröhlicher seyn, als sie alle, vor Freude singen und mich nicht kümmern, wenn jetzt schon für mich kein Körnlein mehr ausgesäet, kein Halm mehr eingeärntet, und keine Garbe mehr in die Scheure gebracht wird.“

Wann sie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit mancherlei bunten Farben

schmückten, betrachtete, sagte sie: „Auch ihr seyd mir freundliche Pfänder, gleichsam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als Er sprach: „Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage Ich euch: Auch Salomon in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet, sollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen?" — Ich will also nicht mehr kleingläubig und nicht mehr kleinmüthig seyn, und obwohl ich jetzt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen."

Wann es zur Sommerszeit in ihrem Felsenthale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr, meiner Seele. Du sagst es ja selbst: „Wer dürstet, der komme zu Mir, und trinke. Das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die fort quillt bis in das ewige Leben." — Ja, diese innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir jeder menschliche Trost von außen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entrissen sind."

Oft, wann sie die ungeheuren Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam ihr das Wort Jesu zu Sinn: „Wer Meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche Ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ — „Auf Dein Wort,“ sprach sie dann, „will ich mein Heil bauen, und es steht felsenfest.“

Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr stachlichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte,“ sprach sie, „das wäre mir freilich sehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß sehr wohl zu Statten. Allein es bleibt bei dem, was Jesus sagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — Ich will daher ein guter Baum seyn, und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen, und keine oder nur schlechte Früchte hervor bringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, sogar die Dornen und Disteln ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

Lieblicher, als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, lehrreicher, als Alles, was man in der Wüste sehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wann sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme in dem Thale umher ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch wenig davon verstand, in den freundlichsten Ausdrücken redete; wann dann das Kind die kleinen Aermchen nach ihr ausstreckte und sie anlächelte; so war es ihr nicht anders, als verschönere dieses Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre Alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Knie, drückte das Kind an ihre Brust, blickte mit dem sanften, milden Lächeln mütterlicher Zärtlichkeit auf dasselbe herab, uud sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauhen Aufenthalte! O blick' auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab, und laß es ferner wachsen und gedeihen!“ — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt,“ fuhr sie dann fort, „wie rein die lockige Stirne und die holden

Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos es hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht sagte der göttliche Erlöser: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen." — Ach daß doch alle Menschen aus freier Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären, wie es dieses Kind hier noch in seiner Unschuld und aus glücklicher Unwissenheit ist! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen; dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust der Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig — gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!"

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das," sagte sie, „wann Tausende vereint vor Gott knien, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz!" „Doch," sagte sie dann wieder, „die ganze Natur, der Himmel über mir und die Erde um mich her ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Wildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar.

Dieses Felsenthal sey denn ein Tempel, der Dir geheiligt ist, und mein Herz sey der Altar."

Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht gekniet und gebetet; und wann sie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, so kniete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuze in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte und ihr zum Betschemmel diente, und erhob ihr Gemüth zu Gott und Seinem geliebten Sohne, der für uns am Kreuze gestorben ist.

Zehntes Kapitel.

Genovefas Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jetzt für Genovefa mitten in ihrer Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf. Schmerzenreich, ihr liebes Kind, wuchs, lernte gehen, fing an, Worte zu stammeln, und war in der That ein wunderschönes Knäblein. Genovefa fand in der Wüste nichts, das Kind zu kleiden. Allein eines Tages erblickte sie ein junges Reh, das ein Fuchs eben getödtet hatte, und verzehren

wollte. Sie verscheuchte ihn, indem sie dachte, das braune, weißgesprenkelte Fellchen des Rehes zu einer Kleidung für ihren lieben Schmerzenreich zu benützen. Sie umhüllte ihn damit; Hände und Füße blieben indeß bloß, und er glich in dieser dürftigen Kleidung dem kleinen Johannes in der Wüste, den man mit einem Lammfelle umgeben zu malen pflegt. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so frisch und gesund, so schön und blühend aus, wie das Leben.

Genovefa, die schon Jahre lang kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm; sie ging mit ihm an milden Tagen hinaus in das kleine Thal, und lehrte ihn Alles, was hier zu sehen war, nennen, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Tanne bis zum niedrigen, immergrünen Moose; und sie konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kindlichen Liebe, die sie an dem holden Knaben bemerkte, machten ihr

unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte die Höhle lange nicht mehr verlassen. Allein bald nach den ersten Tagen des Frühlings ward er wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovefa an einem schönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie, und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, bei mehr erwachter Vernunft und hellerem Bewußtseyn, mit einem Male erblickte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Ganz erstaunt blieb er stehen, und betrachtete Alles mit Augen, die von Freude und Verwunderung glänzten. „Mutter, was ist das!“ rief er, „was seh' ich? Alles ist ja ganz anders, als vorher — Alles viel schöner! Das Thal da war noch vor kurzer Zeit ganz weiß von Schnee, und jetzt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten, die sind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt so lieb und

warm scheint! Und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh nur da auf dem Boden zu meinen Füßen, — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind! O sieh nur, wie schön weiß, gelb und blau!"

„Das sind Blumen, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Sieh, da breche ich einige für dich ab. Diese weißen hier nennt man Maslieben oder Gänseblümchen! Sieh, in der Mitte sind sie schön gelb, und die zarten, weißen Blättlein rings umher sind an den Spitzen schön purpurroth. Diese ganz gelben da sind Schlüsselblumen. Riech einmal daran! Sie riechen sehr lieblich. Dieses blaue hier ist ein Veilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein! — und pflücke noch, so viele du willst." Er pflückte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händchen nicht mehr umspannen konnte.

Genovefa führte ihn hierauf in ein grünendes Gebüsch, unter schattige Bäume. „Nun horch einmal," sagte sie, „hörst du nichts?" Der Knabe hörte, das erste Mal bei deutlicherem Bewußtseyn, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten.

„Ei," rief er neugierig, „was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durcheinander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist! Komm!"

Genovefa setzte sich auf ein Felsenstück, das mit weichem, grünem Moose überwachsen und von einem Paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfter gethan hatte, einige gesammelte Samenkörnlein von Waldkräutern hin, und lockte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit purpurrother Scheitel und Brust, der buntfarbige Stieglitz — und pickten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh," sagte sie, „diese Vögelein singen so schön." Der kleine Schmerzenreich war vor Freuden fast außer sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!" rief er, „ihr singet also so schön! Ihr könnet es freilich besser, als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seyd auch viel schöner als sie!"

„Aber sag' mir nur, Mutter!" fing er wieder an, „wie kommts doch, daß jetzt Alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen doch nicht so herrlich auszieren können, seit dem ich krank war. Du warst ja fast immer bei mir in der Höhle, und so geschickt wärst du doch auch nicht!"

„Liebes Kind!" sprach Genovefa, „ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die

Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, Dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude daran haben möchten.“ — „O der liebe, gute Gott!“ sagte der Knabe. „Der ist doch recht brav und recht geschickt!“ — Und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freilich,“ sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständig nennen und deiner lachen. Allein nur deßwegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam.“

Am andern Morgen weckte sie der Kleine schon in aller Frühe, und sagte: „Mutter! o steh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat.“ Genovefa lächelte freundlich, und ging mit ihm an der Quelle hinab, die ihren Lauf mitten durch das Thälchen nahm. „Sieh,“ sagte sie, „in dem Schatten dieses hohen Felsen, hier an der Winterseite des Thälchens, stehen schwarze, stechende Dornensträuche. Dies sind Schlehendornen. Sieh, es sind eine Menge kleiner, grüner und weißer Kügelein daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jetzt komm! Dort drüben an der Sommerseite des Thälchens sind andere Gesträuche, mit ganz kleinen Dörnern. Diese Sträuche nennt man Hagedornen.

Auch an diesen sind länglichte Knöſplein. Die Aepfelbäume oben an der Quelle," sprach sie, und führte ihn dahin, „sind dir längst bekannt. Betrachte sie aber jetzt recht! Du siehst noch nichts daran, als daß auch an ihnen alle Zweiglein voll großer Knospen sind. Nun gieb alle Tage wohl Acht, was Alles mit den Knospen an Sträuchen und Bäumen vorgehen wird, und erzähle mirs dann wieder."

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher, warmer Frühlingsregen, und lockte Blätter und Blüthen hervor. Auch am Morgen regnete es noch ziemlich stark. Sobald aber der Regen aufgehört hatte, lief Schmerzenreich hinab in das Thälchen, kam voll Freude zurück, und rief: „Mutter! Die grünen Kügelein an den Schlehendornen sind jetzt lauter schneeweiße Blümlein! Und die andern Dornensträuche sind voll kleiner, hellgrüner Blättlein, und die Knösplein daran sind auch größer geworden. Und auch die Bäume an der Quelle sind voll Blumen, die gar nicht schöner weiß und roth seyn könnten! O das ist eine Freude! Wie gut ist doch Gott! O komm doch und sieh!" Genovefa ging mit ihm. „Siehst du," sagte er, „die weißen Schlehenblumen da! Und sieh nur der Hagedornstrauch hier bekommt gewiß auch noch schöne, rothe Blumen. Die sind aber noch nicht ausgemacht. Sieh! das Rothe guckt nur erst ein klein wenig aus den

Knöspchen hervor! Ist der liebe Gott etwa diese Nacht hindurch nicht mehr damit fertig geworden?" „O Kind," sagte Genovefa, „das zu machen kostete Gott gar keine Mühe! Er könnte alles in einem Augenblicke hervorbringen. Denn Er ist allmächtig." „Aber," fuhr der Knabe fort, „sage mir doch, wie kann denn Gott in der finstern Nacht Alles so machen?" Genovefa sagte ihm, daß Gott bei Nacht so gut sehe, als bei Tag' — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Tages sagte Genovefa zu Schmerzenreich: „Nun will ich dir wieder eine Freude machen. Komm mit mir!" Sie nahm ein Körblein an den Arm, das sie aus Binsen geflochten hatte, und führte ihn an ein grünes sonniges Plätzchen zwischen Tannen und Felsen, wo sie schon vor mehreren Tagen Erdbeerblüthen und reifende Beeren bemerkt hatte. Wirklich waren auch schon mehrere Beeren vollkommen reif, und röther, als Scharlach. „Sind das auch Blumen?" fragte der Knabe. „Nein," sagte Genovefa, „das sind Erdbeeren." Sie pflückte einige der schönsten ab, und sagte: „Wie, thue den Mund auf, und koste sie einmal!" Der Kleine aß sie, drückte die Hand auf die Brust, und sagte: „O die sind aber gut! Darf ich nicht mehrere pflücken?" „Wohl," sagte Genovefa, „pflücke und iß, so viele du willst; aber nur solche, die recht schön roth sind. Auch magst du

das ganze Körblein damit füllen, und sie mit in unsere Höhle nehmen.“ Da streckte er flugs das kleine Händchen aus, und fing an zu pflücken und zu essen. „O wie gütig,“ sagte er, „ist doch der liebe Gott, daß Er uns so gute Sachen schenkt!“ „Nun,“ sagte Genovefa, „so dank' Ihm doch auch!“ Schmerzenreich blickte mit leuchtenden Augen zum schönen, blauen Himmel auf, küßte sein Händchen, warf den Kuß dem Himmel zu, und rief so laut er konnte: „Lieber Gott, ich danke für die Erdbeeren!“ Dann sagte er zu seiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?“ Genovefa drückte ihn an das Herz, und sprach lächelnd: „Freilich! Wenn du es aber nur gedacht hättest, ohne ein Wort zu sagen, so hätte Er es doch gewußt. Denn Gott ist allwissend; Er sieht, und hört, und weiß Alles.“

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen sehen, die der liebe Gott gemacht hatte. Doch Genovefa sagte: „Du mußt nun selbst aufmerksam umherschauen, was es in unserm Thälchen Neues und Schönes gebe, und mir dann erzählen, was du Alles entdeckt hast.“ Da kam nun Schmerzenreich eines Morgens voll Freude gesprungen, und rief: „Mutter! Jetzt hab ich etwas recht Schönes gefunden. Ein niedliches Körblein, in dem ein Vögelein sitzt! O komm doch und sieh, wie schön und nett das ist!“ Er führte

sie an der Hand zu einem Schlehdornbusche, und sagte: „Da sieh einmal hinein in den dunkeln Dornbusch! Siehst du es nicht?“ „Das ist ein Hänflingsnestlein, liebes Kind,“ sagte Genovefa; „das nette Körblein ist das Nestlein, und das Vögelein darin ist ein Hänfling. Wie wir eine Höhle haben, so haben die Vögelein Nester. Sieh, wie freundlich das Vögelein uns anblickt! Jetzt fliegt es fort. Betrachte das Nestlein nur recht; stich dich aber nicht an den Dornen! Sieh, außen ist es von dürren, falben Grashalmen, grünlichem Moose und feinen Würzelchen sehr künstlich zusammengefügt; innen ist es sehr zierlich mit zarten, bräunlichen Härlein ausgemacht. Sieh nur recht hinein!“ sagte sie, und hob den Knaben in die Höhe. „O das ist schön!“ sagte er. „Aber was sind denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?“ „Das sind die Eilein,“ sagte Genovefa; „sieh, wie schön blaßgrün sie sind, und was für schöne, rothe Streifchen und Tüpfchen sie haben!“ „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eilein?“ fragte der Knabe. „Das wirst du schon sehen!“ antwortete Genovefa. „Sieh nur alle Tage fleißig nach; allein bei Leibe rühre mir nie Eines an, und verscheuche das Vögelein nie davon.“

Nach einem Paar Tagen besuchte Schmerzenreich an der Hand seiner Mutter das Nestlein wieder. Da waren statt der Eilein schon junge Vögelein darinnen.

„O sieh doch,“ sagte Genovefa, „sieh, wie zart und klein sie sind! Sieh, sie sind noch blind, und haben noch keine Federn! Sie können noch nicht fliegen, ja nicht einmal aus dem Nestlein heraushüpfen.“ „Ach die lieben, armen, nackten Närrchen!“ sagte der Knabe. „Aber müssen sie denn nicht verfrieren und verhungern?“ „Nein, liebes Kind!“ sprach Genovefa. „Da hat der liebe Gott schon dafür gesorgt. Das Nestlein ist innen weich und dicht mit zarten Härlein ausgefüttert, damit die jungen Vögelein lind und warm liegen. Es ist schön rund, damit sie nirgends anstoßen, und sich nicht wehe thun können. Dieses ganze niedliche Nestlein hat das alte Vögelein selbst gemacht. Nicht wahr, das ist künstlich? Wir, liebes Kind, könnten kein solches Nestlein zu Stande bringen. Diese Kunst hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, weil Er auch für diese jungen kleinen Vögelein liebevoll besorgt ist. Sieh, die reichlichen, grünen Blättlein des Dornstrauchs, die jetzt, da die Sonne heiß scheint, den zarten Vögelein lieblichen Schatten geben, schützen sie auch vor Nässe, wenn es regnet. Und zu Nacht, und an kühlen Morgen und Abenden, kommt das alte Vögelein, und setzt sich mit ausgebreiteten Flügeln sorgsam auf die Jungen, damit sie warm zugedeckt seyen, und es sie nicht friere. — Auch die spitzigen Dornen rings umher sind nicht umsonst da. Die bösen

Raben würden die jungen Vögelein fressen. Die Dornspitzen aber halten sie von dem Nestlein ab, und stechen sie, wenn sie den jungen Vögelein etwas zu Leid thun wollen. Das alte Vögelein aber ist so klein, daß es leicht zwischen den Dornen hindurch schlüpft, ohne sich zu beschädigen. So verkünden uns alle Dinge, sogar die stechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vatersorgfalt Gottes."

Indem Genovefa noch sprach, kam das alte Vögelein dahergeflogen, und setzte sich auf den Rand des Nestleins. Alle jungen Vögelein streckten laut zwitschernd die Köpflein in die Höhe, sperrten die Schnäbelchen weit auf, und das Alte fütterte sie. „O das ist schön! Das ist recht schön!" rief Schmerzenreich entzückt, und hüpfte vor Freude. — „Sieh," sagte Genovefa, „die jungen Vögelein können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Körnlein wären ihnen noch zu hart — da zerbeißt das Alte sie erst, und läßt sie in seinem Kröpflein zuvor weich werden, und gibt sie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht schön eingerichtet? Sieh, so liebreich sorgt Gott für alle seine Geschöpfe — auch für das kleinste Vögelein. So liebreich sorgt Er auch für uns." — „Ja, liebes Kind!" fuhr sie fort, und blickte ihn weinend an, „Er hat bisher für dich gesorgt, und wird noch ferner für

dich sorgen!" „Ja, ja," sagte der Knabe, „Er hat für mich gesorgt, der gute, liebe Gott! Er hat ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du hast mich ja viel lieber, als das alte Vögelein seine Jungen. Ohne dich hätte ich längst umkommen müssen!" So sprach er, und Freudenthränen standen ihm in den Augen und er fiel der Mutter innigst gerührt um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun seiner Mutter alle Tage Etwas zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Jeden Morgen brachte er ihr einen Strauß von den schönsten Blumen, die er finden konnte, und ganze Körbchen voll Erdbeeren oder Heidelbeeren, und späterhin voll Himmbeeren oder Brombeeren. Von Zeit zu Zeit erzählte er ihr, wie aus den Schlehenblüthen, den Hagerosen und Apfelblüthen kleine grüne Früchte entstanden, wie alle diese Früchte, besonders aber die auf den Apfelbäumen, immer größer wurden, und wie auch die kleinen Vögelein in dem Neſtchen immer größer wurden, und Federlein bekamen — bis endlich der Schlehendorn gedrängt voll blauer Schlehen, und der Hagedorn voll rother Hagebutten stand, und die Apfelbäume voll gelber, rothwangichter Aepfel hingen, und die Vögelein alle davon geflogen waren. Als er das erste Mal den hellen, schönen Morgenstern erblickte, als er einmal zwischen den finstern, schwarzen Tannen ein besonders schönes,

feurig glühendes Abendroth bemerkte, als er den ersten Regenbogen sah; da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte seine Mutter, und sie mußte Alles mit ansehen und mit bewundern, und er dankte mit ihr Gott, daß Er so viele herrliche Dinge erschaffen habe. So machte Schmerzenreich seiner Mutter tausend Freuden. Genovefa blickte, wenn sie die Freudigkeit des Knaben sah, oft freudeweinend zum Himmel, und sagte: „O Gott! So kann denn ein schuldloses Herz auch in der Wüste ein Paradies finden; und eine Seele, die Dich erkennt und liebt, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel."

Die sorgsame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergessen, den kleinen Schmerzenreich vor den Giftgewächsen zu warnen, die hie und da in der Wildniß mit verführerischer Schönheit prangten. Sie zeigte ihm die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidelbastes, die glänzend schwarzen Wolfskirschen, und den scharlachrothen, wie mit weißen Perlen besäeten Fliegenschwamm. „Bei Leibe iß mir nichts davon," sagte sie; „und iß auch sonst keine Beeren oder Wurzeln, die du nicht kennst, bevor du sie mir gezeigt hast. Sonst würdest du sehr, sehr krank werden!" Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch sorgfältiger vor Ungehorsam, Eigensinn, Leichtsinn und andern Kinderfehlern. „Diese Fehler," sagte sie, „sind

noch weit verderblicher, als die Giftpflanzen. Ach, die Sünde gleicht gar oft diesen rothen oder schwarzen Beeren, die dem Auge so schön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber die schrecklichsten Schmerzen bringt. Ja, das Böse fällt oft viel schöner in die Augen, als das Gute — wie da der giftige Fliegenschwamm den grauen genießbaren Schwamm zu seiner Seite an Schönheit der Farbe weit übertrifft."

Eilftes Kapitel.

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen schuldlosen Freuden war für Genovefa und Schmerzenreich der letzte Frühling und Sommer verflossen. Jetzt wurde es Herbst. Die Sonne schien nicht mehr so warm, und ging täglich später auf und früher unter. Trübe, düstere Wolken verdunkelten oft Wochen lang den klaren, blauen Himmel, und die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Gesänge der Vögel waren verstummt, und die meisten Vögel aus der Gegend hinweg gezogen. Die Blumen waren fast alle verschwunden, und die noch übrig waren, stan-

den welk, dürr und entfärbt da. Das Laub hing gelb und bleich an Bäumen und Sträuchen, und was nicht selbst abfiel, das schüttelten die kalten, brausenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, schwer von Besorgnissen wegen des nahen Winters, saß Genovefa an dem Eingange der Höhle, und sah mit thränenden Augen hinaus in die Verwüstung.

Da sagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt denn Gott uns jetzt nicht mehr, daß Er alle Blumen verwelken, und Bäume und Sträuche verdorren läßt? Ist Er nicht mehr so gut und freundlich gegen uns wie bisher, und will Er uns ganz verlassen?“ „Nein, mein Kind!“ sagte Genovefa. „Wenn wir fromm und gut sind, so hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erde hier ist Alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns ist aber unveränderlich und ewig. — Jetzt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der schöne Frühling, und Alles fängt dann wieder an, aufs Neue zu grünen und zu blühen.“ Schmerzenreich betrachtete den öden Wiesengrund und die entblätterten Bäume bekümmert, und sagte bedenklich und mit wehmüthigem Gesichtchen: „Wenn das nur so ist, wie du sagst, liebe Mutter! Ich kann es kaum glauben. Ich fürchte, die Welt gehe gar unter!“ Allein Genovefa sprach lächelnd: „Glaube mir, liebes Kind!

Das ist alle Jahre so. Alle Jahre wird es Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der Frühling. Freue dich daher jetzt, bei Annäherung des Winters, schon auf den lieblichen Frühling." Sie dachte aber bei sich selbst: „Dem Kinde da, das zum ersten Male, seit es zur Vernunft gekommen, das Herannahen des Herbstes und das Abfallen des Laubes erlebt, ist es zu verzeihen, daß es kaum glauben kann, nach dem Herbste und Winter werde es wieder Frühling. Allein ich, seine Mutter, bin eher zu tadeln, und wohl unverständiger zu nennen, als dieses unerfahrne Kind. Ich weiß es nun schon aus so langer Erfahrung, daß nach dem Leiden allemal wieder Freude folge, und doch komme ich immer aufs Neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getrost seyn, mich nicht mit unnützen Sorgen ängstigen, sondern im Leiden stets der künftigen Freuden gedenken."

Genovefa war nun täglich beschäftigt, Buchkerne und Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten, und was sie sonst Genießbares von Früchten und Wurzeln fand, für den Winter einzusammeln, und Schmerzenreich half ihr dabei getreulich. Eine größere Sorge, als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das sie nun schon so lange Zeit beständig anhatte, war bereits sehr abgenützt und beinahe zerrissen. Weinend saß sie eines Tages am Eingange der Höhle,

und suchte die sich ablösenden Stücke mit zähen Grashalmen und Dornspitzen wieder an einander zu befestigen. Allein die Arbeit wollte ihr nicht gelingen, und nicht recht halten. „Ach," seufzte sie stille bei sich selbst, „was gäbe ich jetzt um eine Nadel und einige Trümmchen Faden! Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menschen, die gesellig zusammen leben, und doch fällt es Manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken!"

Schmerzenreich, der ihre stille Wehmuth und vergebliche Mühe bemerkte, sagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir sagtest, da ich dich einmal fragte, warum unserer Hirschkuh die Haare ausgehen? Du sagtest: Gott schenke ihr für jeden Sommer ein röthlich braunes, leichteres Kleid, und dann wieder ein graues, wärmeres Kleid für den Winter. Darum sey fröhlich! Gott schenkt dir gewiß auch ein warmes Winterkleid. Oder meinst du denn, du seyest Ihm nicht lieber, als unsre Hirschkuh?" Genovefa umarmte den Knaben lächelnd, und sagte: „Du hast Recht, liebes Kind! Ich will ruhig seyn. Gott wird für uns sorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, wird auch mich kleiden."

Ein Paar Tage nachher befahl sie dem Knaben, sich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen starken Baumast in die Hand, hängte eine

ausgehöhlte Kürbißflasche voll Milch an die Seite, und ging weit in der Wildniß umher, um noch mehrere Bäume aufzusuchen, deren Früchte zu genießen waren. An dem Abhange eines hohen Berges, den sie ersteigen wollte, setzte sie sich nieder, um auszuruhen, und sich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf, und trug ein Schaf in dem Rachen. Er stand still, und sah Genovefen mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovefa erschrak, daß sie zitterte. Schnell besann sie sich aber, ergriff den Ast, der neben ihr lag, sprang auf den Wolf zu, und versetzte ihm aus allen ihren Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das geraubte Schaf aus seinem Rachen zu erretten. Der Wolf ließ das Schaf fallen, purzelte betäubt, und unter und über sich, eine Strecke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovefa kniete neben dem Schafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flasche in den Mund, und versuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen sey. Allein es war schon ganz todt.

Der Anblick des armen Thieres erweckte in Genovefens Herzen mancherlei wehmüthige Empfindungen. „Du gutes Thier!" sagte sie, „du bist wohl aus jenen freundlichern Gegenden, wo ich zu Hause bin? Ach, schon lange hab' ich nichts mehr von daher gesehen und gehört! Vielleicht bist du

gar von den vielen Herden meines Gemahls — und von meinen Herden!" — „Ach Gott!" rief sie jetzt laut aus, „ja, du bist davon! Du trägst da unser Zeichen! Ach wenn du nur lebtest und menschliche Sprache verständest, daß ich dich fragen könnte: Ist er, mein Gemahl, wohl zurück gekommen aus dem Kriege? Denkt er noch an seine Genovefa? Zürnt er noch über mich, oder hat er meine Unschuld erkannt? Ach, er lebt im Ueberfluß, und ich schmachte hier in Mangel und Elend!" —

Plötzlich hielt sie jetzt inne; es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß meiner lieben Heimath sehr nahe seyn. Sonst könnte dieses Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurückkehrte?" Es regte sich in ihrem Herzen die heißeste Begierde nach ihrer Heimath, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie: „Nein! ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein schwerer Eid. Ich könnte freilich sagen, daß ihn mir bloß die Todesangst ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieses Wagestück nicht vielleicht gar zwei wackern Männern, die mir das Leben schenkten, den Tod bringen würde? Nein, nein! ich bleibe hier, so lange es Gott will. Will Er mich aus dieser Wildniß befreien, so wird Er schon einmal die Tritte eines

mitleidigen Menschen hieher lenken! Es ist ja doch besser, alles Elend dulden, als sein Gewissen verletzen!" —

Sie suchte nun unten an dem Bache, der an dem Berge vorbei floß, eine scharfe Muschel, und zog damit dem Schafe das dichte, wollige Fell aus. Hierauf wusch sie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, trocknete es an der Sonne, und kleidete sich sogleich darein. So kam sie erst spät am Abende wieder in dem Thälchen bei der Höhle an. Schmerzenreich kam ihr schon von weitem entgegen gesprungen, und rief: „O Mutter, kommst du doch einmal! Ach mir war es so angst um dich! Wo bliebst du doch so lange?" Allein plötzlich blieb er stehen, und stutzte. Das Pelzkleid und die einbrechende Dämmerung machten, daß er seine Mutter nicht sogleich erkannte. Er wollte schon davon laufen, und sich in der Höhle verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, ich bin es!" da kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So bist du es doch! O wie ich mich freue! Aber sage nur, was du da anhast? Du bist ja jetzt beinahe eben so gekleidet, wie ich! Wie bist du doch zu dem Kleide gekommen?" Genovefa sagte: „Der liebe Gott hat es mir geschenkt!" Und Schmerzenreich hüpfte vor Freuden und rief: „Ich hab' es dir ja gesagt, Gott werde dir ein

neues wärmeres Kleid für den Winter schenken. Da siehst du nun, liebe Mutter, daß ich Recht hatte!" Er fühlte das wollige Fell an, und sagte: „Wie schön gekräuselt es ist, und wie schön weiß! Gerade wie die zarten weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man sieht schon, daß es eine Himmelsgabe ist." Sie gingen nun Beide in die Höhle, und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbißschale voll Milch, und ein Binsenkörblein voll Früchte, und Genovefa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie sie zu dem Wollenkleide gekommen sey.

Der rauhe Winter schloß nun Genovefen und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an besonders heitern Wintertagen gingen sie ein wenig im Thälchen umher. „Sieh, lieber Sohn!" sagte Genovefa dann, „auch im Winter erblicken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jetzt alles so lichthell, rein und weiß ist! Alle Bäume und Gesträuche sind über und über voll schimmernden Duftes, als stünden sie alle in voller Blüthe. Sieh, wie der Schnee da, wo die Sonne darauf scheint, mit so wunderschönen, roth und blau und grün schimmernden Funken bestreut ist! Obgleich alle Laubbäume entblättert sind, so ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die Thiere des Waldes darunter eine Zuflucht fänden. Die rauhen Wachholdersträuche tragen auch im Winter frische,

blaue Beeren, damit die Waldvögelein ihre Nahrung finden. Unsere Quelle gefriert nie, damit sie trinken können; auch wachsen immer frische, grüne Kräuter darin, mit denen sich manches Thierlein erhält! So freundlich und gütig zeigt sich Gott auch zur rauhen Jahrszeit.“

An recht kalten, stürmischen Tagen streute Schmerzenreich allerlei gesammelte Samenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann die Finken, die muntern Kohlmeisen, und die niedlichen kleinen Blaumeisen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pickten sie auf. Schmerzenreich hatte im Sommer auf anrathen seiner Mutter auch einen kleinen Vorrath von Heu gesammelt, und streute jetzt immer einiges davon vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Hasen wurden dadurch herbei gelockt, und die Häschen wurden zuletzt so zahm, daß sie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen; und die Rehböcklein wurden so vertraut, daß sie ihn mit sich scherzen ließen, und mit ihm in die Wette sprangen.

So hatten Genovefa und Schmerzenreich den Winter über manche Freuden. Genovefa hatte aber auch viele Leiden. Schmerzenreich schlief immer sehr bald ein, und wachte die ganze Nacht hindurch auch nicht ein einziges Mal auf. Da saß sie denn in der finstern Höhle viele Stunden einsam und schlaflos da! „Ach,“ seufzte sie oft, „wenn ich jetzt nur

ein kleines Oellämpchen hätte, das diese finstere Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat Gottes wäre dies! Und wenn ich dann erst ein gutes Buch, oder Flachs und eine Spindel hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Die geringste meiner Mägde, ja die ärmsten Mädchen in meiner Grafschaft haben es jetzt besser als ich! Diese sitzen jetzt in der warmen Stube, spinnen bei ihrem Oellichtlein, und unter frohen Gesprächen verschwinden ihnen die Stunden!" Dann wandte sie aber ihr Herz wieder zu Gott und sagte: „O wie gut ist es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich jetzt in diesen traurigen Winternächten gar Niemand, mit dem ich reden könnte. Ohne Dich wäre ich in dieser Höhle vor langer Weile und Trostlosigkeit schon längst gestorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährst Du uns reichlichen Trost!"

Zwölftes Kapitel.

Genovefa wird in der Wildniß krank.

Wie den verflossenen Sommer und Winter, so brachte Genovefa mit ihrem lieben Schmerzenreich mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu,

und hatte jetzt bereits den siebenten Winter erlebt. Die vorigen Winter waren nie sehr kalt. Allein dieser siebente Winter ihres Aufenthalts in der Wüste war für sie sehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die stärksten Aeste der Eichen und Buchen brachen unter seiner Last. Die Kälte war sehr groß. So gut Genovefa den Eingang der Höhle gegen die tobenden, grimmig kalten Winde zu verwahren suchte, so drangen sie doch herein, und trieben eine Menge Schnee in die Höhle. Alles Moos ihres Lagers ward davon durchnäßt und verkältet. Der Eingang der Höhle und die schützenden Tannenäste waren immer weiß von Duft, und die Wände der Höhle, gleich gefrornen Fensterscheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirschkuh war nicht mehr vermögend, die schreckliche Kälte in der Höhle hinreichend zu mildern. Draußen aber bellten die Füchse vor Frost, und zu Nacht hallte das Geheul der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin.

Genovefa schloß ganze Nächte hindurch kein Auge vor Frost. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speisen und harten Lebensart gewohnt war, befand sich trotz der Kälte wohl. Aber Genovefa, die zarte, herzogliche Prinzessin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in diesem

kalten Felsengewölbe nicht mehr aushalten. Ihre Gesundheit erlag. „O,“ sprach sie oft weinend, „wenn ich nur ein einziges Fünklein Feuer hätte, — was wäre dies für ein Himmelsgeschenk für mich! Ich könnte dann von den Tannenreisern und dürren Aesten, die es hier in Menge gibt, leicht eine Flamme aufschüren, und mich wärmen. So aber werde ich noch in Mitte des Holzes erfrieren müssen. Doch Herr, Dein Wille geschehe!“ — Ihr holdes, freundliches Angesicht ward sehr verändert. Das sanfte, blasse Roth ihrer Wangen verschwand, und sie ward todtenbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz, und sanken in die Augenhöhlen zurück. Sie ward sehr hager, und recht ein Anblick des Jammers.

„O liebste Mutter,“ sagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, „wie siehst du doch aus! Ich kenne dich ja fast nicht mehr. O Gott, o Gott! was ist doch das!“

„Liebstes Kind,“ sprach Genovefa mit schwacher Stimme, „ich bin sehr krank! Ich werde wohl sterben!“

„Sterben?“ sagte der Kleine. „Was ist denn das? Davon habe ich ja in meinem Leben noch nichts gehört!“

„Ich werde einschlafen,“ sprach Genovefa, „und nicht mehr aufwachen. Nie mehr sieht dann mein Auge die Sonne, und mein Ohr hört dann deine

Stimme nicht mehr. Dieser Leib wird dann kalt und starr am Boden ausgestreckt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zu Erde."

Da fiel der Knabe ihr laut weinend um den Hals, und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter stirb doch nicht! Ich bitte dich, stirb nicht!"

Genovefa sagte: „Weine nicht, liebstes Kind! Es steht nicht bei mir, so lange zu leben, als ich will. Gott will es nun einmal, daß ich sterbe."

„Gott?" rief der Knabe ganz verwundert. „Aber du hast mir ja immer gesagt, Gott sey so gut. Wie kann Er denn nun wollen, daß du sterbest? Sieh, ich könnte ja kein Vögelein umbringen — viel weniger dich!"

Genovefa antwortete: „Du hast Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen lassen oder gar tödten könntest; so kann Gott dieses noch viel weniger. Er, der ewig lebt, gibt auch uns ewiges Leben. Doch muß ich dir dieses erst erklären. Weißt du noch, lieber Sohn, wie ich mein altes Kleid auszog und weglegte, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein besseres schenkte? Sieh, so, wie ein Kleid, werde ich jetzt auch diesen hinfälligen Leib ausziehen und weglegen. Er wird vermodern, wie jenes alte Gewand. Ich selbst aber komme zu Gott, unserm lieben Vater

im Himmel. Der wird mich dann mit einem schönern, herrlichen Leibe bekleiden. O dort im Himmel — dort werde ich es gut haben. Dort werde ich nicht mehr vor Frost zittern, und nicht mehr krank seyn. Dort weine und seufze ich ewig nicht mehr, und habe statt des Leidens lauter Freude. Wie der Frühling schöner ist als der Winter, so ist der Himmel schöner als die Erde. Ja, der schönste, heiterste Frühlingstag ist gegen die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur eine rauhe, dunkle Winternacht. Wer gut und fromm ist, der kommt einmal dahin."

„Mutter," sagte Schmerzenreich, „ich will mit dir! Ich mag nicht allein unter den Thieren der Wildniß hier bleiben. Denn die antworten mir nicht, wenn ich mit ihnen rede. Ich will auch sterben, und dieses Kleid von Fleisch auch ausziehen."

„Nein, lieber Sohn!" sagte Genovefa. „Du mußt noch länger auf Erde bleiben. Einstens aber kommst du, wenn du anders fromm leben wirst, gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt auch einmal sterben. — Jetzt aber höre, was ich dir weiter sagen werde! Wenn ich nichts mehr rede, wenn mein Athem still steht, wenn mein Auge erloschen, mein Mund erblaßt, meine Hand starr und kalt seyn wird: so bleibe noch einige Tage hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt

bin, indem dann der widrige Verwesungsgeruch diese Höhle erfüllen wird; so gehe aus dieser Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht. Da wirst du nach einem oder zwei Tagen an das Ende dieses wilden Waldes kommen, und eine große, schöne Ebene vor dir sehen, in der viele tausend Menschen wohnen." —

„Viele tausend Menschen!" rief Schmerzenreich voll Erstaunen. „Ach, ich glaubte immer, wir Zwei seyen allein auf der Welt. Aber warum hast du mir denn von diesen Menschen bisher noch nichts gesagt? O wenn du nur gehen könntest, da gingen wir sogleich zu ihnen!"

„Ach, mein Kind!" sagte Genovefa. „Diese Menschen haben uns eben in diese Wildniß zu den Thieren des Waldes hinaus gestoßen! Sie wollten dich und mich umbringen."

„So mag ich nicht zu ihnen!" sagte der Knabe. „Ich habe gemeint, sie seyen so gut wie du, Mutter. Aber müssen diese Menschen denn auch sterben?"

„Freilich!" sagte Genovefa. „Alle Menschen müssen sterben."

„O so werden sie das nicht wissen, wie ich es bisher nicht wußte!" sagte Schmerzenreich. „Ja, nun will ich zu ihnen, und wills ihnen sagen. Menschen, will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle sterben! Bessert euch, sonst kommt ihr nicht in den Himmel! — Wenn sie es mir nur glauben!"

„O Kind," sagte Genovefa, „sie wissen längst, daß sie sterben müssen. Aber deßhalb bessern sie sich doch nicht. Sie leben im Ueberflusse. Die Erde bringt ihnen die allerschönsten Früchte hervor, dergleichen man in der Wildniß gar keine sieht. Sie haben die besten Speisen und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bei den Vornehmen oft noch mit so kostbaren Dingen geziert sind, die gleich den Sternen funkeln. Sie wohnen nicht in solchen dunkeln Höhlen, wie die unsrige ist; ihre Wohnungen sind so prächtig, daß ich sie dir gar nicht beschreiben kann. Im Winter haben sie in ihren Wohnungen gleichsam eine zweite Sonne — das Feuer, das du noch gar nicht kennest. Dieses verbreitet eine so liebliche Wärme darin, wie die Sonne im Frühlinge und Sommer, und macht die dunkelste Nacht beinahe so helle, als wäre es Tag. Die meisten aber danken Gott nicht einmal für alle diese Wohlthaten, und mögen kaum an Ihn denken; sie hassen, plagen und quälen einander oft, so arg sie nur können. Alle Tage fast sterben einige aus ihrer Mitte hinweg. Aber die andern kehren sich gar nicht daran, und leben so fort, als wenn sie ewig auf dieser Erde zu leben hätten."

„Nun mag ich gar nicht zu ihnen!" sagte Schmerzenreich. „Da sind ja diese Menschen nicht nur so böse, wie der Wolf, sondern auch noch

dümmer als unsere Hirschkuh da, die von Allem, was wir reden, nichts versteht. Ich verlange nichts von den kostbaren Sachen und guten Speisen dieser Menschen, und will lieber unter den Thieren wohnen. Die leben, den Wolf und Fuchs ausgenommen, doch friedlich unter einander, und nähren sich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bei unsrer Hirschkuh, und gehe nicht zu den Menschen."

„Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Sie werden dir nichts zu Leid thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von deinem Vater im Himmel gesagt. Nun muß ich dir aber noch sagen, daß du auch einen Vater auf Erde hast, wie du eine Mutter auf Erde hast!"

„Einen Vater auf Erde," sagte der Knabe freudig, „den ich so, wie dich sehen, und so, wie ich jetzt dich, bei der Hand nehmen kann, der uns nicht unsichtbar ist, wie der Vater im Himmel?"

„Ja, liebes Kind," sagte die Mutter, „du wirst ihn sehen und mit ihm reden!"

„Ihn sehen und mit ihm reden!" rief der Knabe, und seine Augen funkelten von Freundlichkeit. „Aber," fuhr er bedenklich fort, „warum kommt er denn nicht zu uns, und warum läßt er uns so allein in der Wildniß? Er wird doch nicht auch einer von den bösen Menschen seyn?"

„Nein, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Er

ist ein guter Mensch. Er weiß es nicht, daß wir hier in der Wüste sind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meint, wir seyen Beide umgebracht worden. Er meint, ich sey die gottloseste Mutter, die es nur auf Erde geben kann. Die Menschen logen ihm das so vor.“

„Was ist denn das, sie logen?“ unterbrach sie der Kleine. „Das versteh ich nicht.“

„Das ist,“ sprach die Mutter, „wenn man anders redet, als man denkt. Die Menschen sagen zum Beispiele zu einander, daß sie einander recht lieb haben, wenn sie gleich einander nicht ausstehen mögen. Das heißt man denn lügen.“

„Ja, kann man denn das?“ sagte der Kleine. „Das wäre mir nie eingefallen. O die Menschen, die Menschen,“ rief er und schüttelte das lockige Köpfchen, — „sind doch seltsame Geschöpfe!“

„Nun,“ sprach Genovefa, „dein Vater wurde auch so belogen.“ Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geschichte, was er verstehen konnte, zeigte ihm einen goldenen Ring, den sie bisher in einer kleinen Felsenspalte aufbewahrt hatte, und sprach: „Sieh, diesen Ring hier habe ich von deinem Vater bekommen.“

„Von meinem Vater!“ rief Schmerzenreich freudig. „O so laß mich den Ring doch recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich schon viele schöne Sachen gesehen — Sonne

und Mond, Sterne und Blumen; aber von meinem Vater auf Erde hab' ich armes Kind in meinem Leben noch nichts gesehen!"

Genovefa gab ihm den Ring. „O der ist schön," sagte Schmerzenreich. „Hat mein Vater mehr solche schöne Sachen, und schenkt er mir auch etwas davon?"

„Wohl, liebes Kind!" sagte Genovefa, und steckte den Ring an den Finger. „Wann ich todt seyn werde, dann nimm diesen Ring von meinem Finger. Denn eher will ich ihn nicht mehr ablegen, sondern ihn bis in den Tod hier aufbewahren; so wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod bewahrte. O gewiß! meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an diesem Ringe, und meine Treue ist ewig, wie dieser runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet, und der deßhalb ein Sinnbild der Ewigkeit ist!"

„Wenn du nun zu den Menschen kommen wirst," sprach sie weiter, „so frage nach dem Grafen Siegfried. Denn so heißt dein Vater. Bitte die Menschen, dich zu ihm zu führen; sage aber keinem, wer du seyest, woher du kommest, oder warum du zu dem Grafen wollest. Auch den Ring laß bei Leibe Niemanden sehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, stehen wirst, so gib ihm den Ring, und sage zu ihm: „Vater! diesen Ring schickt dir Genovefa, meine Mutter, zum

Zeichen, daß ich dein Sohn sey. Vor einigen Tagen ist sie gestorben. Sie grüßt dich noch einmal, und läßt dir durch mich sagen, daß sie unschuldig war, und daß sie dir verzeihe. Im Himmel hofft sie dich wieder zu sehen, da es auf dieser Welt nun einmal nicht mehr hat seyn können. Du sollst fromm leben, getrost seyn, nicht um sie weinen, und für mich sorgen!" Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind, ich sey unschuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt, und darauf sey ich gestorben! Sag' ihm das doch recht gewiß! Sag' ihm auch, daß ich ihn in der Stunde des Todes noch so lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähle ihm, wie ich hier lebte und starb! Bitte ihn auch, meinen entseelten Leichnam aus dieser Höhle hier abholen, und in die Gruft seiner Voreltern begraben zu lassen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menschen für eine Verbrecherin und für ehrlos halten."

„Und dann muß ich dir noch Eines sagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erden hast, so habe ich auch Vater und Mutter. Ach Gott! Ich weiß aber nicht, ob sie den Jammer, den ich ihnen ohne mein Verschulden verursachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn sie aber noch am Leben sind — o so bitte deinen Vater, dich sogleich zu ihnen zu bringen! Sie werden, wenn sie dich, ihren lieben Enkel, er=

blicken, eine große Freude haben, und über dieser Freude all das Elend von sieben langen Jahren vergessen. Denn ach," fuhr sie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus, „du, mein guter Vater, hast gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! du hast gewiß um deine Genovefa viel geweint! Ach meine liebsten Eltern! Euer Angesicht hätte ich doch noch einmal sehen mögen, bevor ich sterbe. O, wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe, und hier sey, ihr würdet sogleich zu mir eilen, mich noch einmal zu sehen! Aber ach! ihr meinet, mein Leichnam sey in irgend einem abgelegenen Orte der Wildniß schon lange verwesen. Doch, wir werden uns im Himmel wieder sehen! O was ist es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels, und des Wiedersehens im Himmel! Ohne diesen Trost wäre der Jammer auf Erde doch zu groß, und wir armen Menschen müßten verzweifeln! — Du weinest, liebes Kind! Vergieb, daß ich dir das Herz so schwer machte. Sieh, obgleich du jetzt deine Mutter verlierest, so wird dir Gott ja statt meiner einen guten Vater schenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird sich unbeschreiblich freuen, dich, sein liebes Kind, das er nie sah, noch am Leben zu sehen! Er wird dich küssen, dich auf seine Arme und auf seinen Schooß nehmen, dich an sein Herz drücken, dich seinen Sohn nennen, und dich Vieles von mir fragen,

und vor Leid und Freude weinen! Er wird dich so lieb haben, als ich dich, und dir mehr Gutes erweisen, als ich, deine arme Mutter, dir erweisen konnte!“

Genovefa konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden, legte ihr Haupt auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schwäche kein Wort mehr vorbringen.

Dreizehntes Kapitel.

Genovefa bereitet sich zum Tode.

Die schreckliche Kälte des Winters ließ nach, und es wehte wieder eine laue, milde Luft. Die Sonne schien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und ihre holden Strahlen waren schon merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle schmolzen, und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovefas Krankheit wurde es aber täglich schlimmer. Sie sah nichts vor Augen, als den nahen Tod, und bereitete sich zum Sterben.

„Ach,“ sprach sie, „mir ist zwar der Trost versagt, einen Priester an meinem Sterbelager zu sehen, der mir Muth einspräche, und mir das Brod

des Lebens reichte, zur Stärkung auf die große Reise in die Ewigkeit! Aber Du, o Herr, Du ewiger Hoherpriester, bist ja selbst bei mir! Du bist Allen nahe, die in Noth und Trübsal sind, und ihre Zuflucht zu Dir nehmen. Jedes Menschenherz, das da leidet und sich nach Dir sehnt, willst Du heimsuchen und erquicken! Du sagst es ja selbst: Siehe, Ich stehe vor der Thür und klopfe an! So Jemand meine Stimme hören wird, und Mir die Thür aufthut, zu dem will Ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit Mir." So sprach sie, und betete dann lange stille mit festgefalteten Händen und niedergesenkten Augen.

Schmerzenreich saß den ganzen Tag und viele Stunden der Nacht neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr essen, noch trinken. Er that ihr Alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Liebe. Er nahm seine beiden Händchen voll Moos, und trocknete, so weit seine kleinen Aermchen hinaufreichten, die nassen Wände der Höhle ab, damit das Wasser nicht auf seine kranke Mutter herab tröpfelte. Er sammelte an den Felsen und den Bäumen trockenes Moos, um ihr anstatt des feuchten Lagers ein besseres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbißschaale voll frisches Wasser von der Quelle, und sagte: „Willst du nicht trinken, liebste Mutter! Es ist dir ja so heiß, und deine Lippen sind ganz

trocken.“ Bald brachte er ihr eine Kürbißschaale voll lauer Milch, und sagte: „Trink doch, liebste Mutter! Sie ist recht gut, und wird dir wohl bekommen.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals und sagte schluchzend: „O Mutter! Liebste Mutter! O wenn ich nur statt deiner krank seyn, oder für dich sterben könnte!“

Eines Morgens hatte sie ein Paar Stunden recht sanft und süß geschlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und gestärkter. Das kleine, hölzerne Kreuz, das sie von der Wand herabgenommen, und während ihrer Krankheit öfter in der Hand hielt, war ihr im Schlafe entfallen. Sie suchte es, und Schmerzenreich, der sogleich merkte, was sie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter,“ fing er darauf an, „warum hast du doch immer dieses Holz in der Hand?“

„Liebes Kind,“ sprach sie, „ich glaubte länger zu leben, sonst hätte ich dir dieses schon früher gesagt. Allein ich sehe jetzt wohl, daß man nichts Gutes aufschieben soll. — Ich habe dir zwar schon davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in Allem gleiche. Aber, was dieser Sein Sohn Alles für uns gethan habe, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du würdest gar vieles nicht verstanden haben, weil du bisher, von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufgewachsen bist. Jetzt, da du einmal weißt, daß

es mehrere Menschen auf Erde gebe, und wie diese Menschen beschaffen seyen; da du gehört hast und es zum Theil schon an mir sehen kannst, was Sterben sey — will ich versuchen, dir das Wichtigste von der Geschichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirst du auch einsehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerksam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!"

„Sieh! den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menschen so gar böse und deßhalb so elend sind, und daß sie einst nicht in den Himmel kommen könnten. Da schickte Er denn Seinen lieben Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der sollte sich ihrer annehmen, daß sie sich doch bessern möchten! Sein heiliger Name ist Jesus Christus."

„Dieser Sein lieber Sohn war so mächtig und liebreich, wie Sein Vater selbst. Als Er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit seiner lieben Mutter auch in einer solchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie diese hier. Als Er erwachsen, und wohl etwas größer als ich war, lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel schrecklicher war, als diese hier. Er betete da beständig, damit das, was Er den Menschen sagen und zu ihrem Heile thun wollte, doch nicht vergebens seyn möchte!"

„Darauf ging Er zu den Menschen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe; daß dieser himmlische Vater so gut sey und sie so lieb habe, und daß alle Menschen Kinder dieses guten Vaters seyen; Er ermahnte sie, daß sie deßhalb auch recht gut seyn, und diesen guten Vater und einander recht lieb haben sollen. Wer Ihm, dem Sohne Gottes, Gehör gebe, sagte Er, und sich bessere, der komme einst auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freuden haben. Wer Ihm aber kein Gehör gebe, und Ihm nicht folge, der komme einmal nicht in den Himmel, sondern an einen sehr fürchterlichen Ort.“

„Allein die Menschen wollten es dem Sohne Gottes nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel sey, und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe. Da zeigte Er ihnen augenscheinlich, daß Er so mächtig sey, wie Sein Vater.“

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beispiele einmal so krank, wie ich, und hatte ein eben so böses Fieber. Kein Mensch konnte ihr helfen. Er aber nahm sie nur so bei der Hand — wie ich dich jetzt bei der Hand nehme — und den Augenblick war sie wieder gesund, und sah wieder so gesund und blühend aus, wie zuvor.“

„Ein anders Mal war ein Sohn, etwas größer,

als du, gar gestorben. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, wie du mein einziger Sohn bist. Blaß und starr lag er da, und man wollte ihn schon in die Erde vergraben. O, wie da die Mutter um ihn weinte, das kannst du dir denken! Aber der Sohn Gottes sagte freundlich zu der Mutter: „Weine nicht!" Und zu dem Todten sagte Er: „Steh auf!" — und da ward er gleich wieder lebendig, und stand auf. Und der Sohn Gottes führte ihn nun zu der erstaunten Mutter hin, und sie freute sich unbeschreiblich."

„Allein die Menschen glaubten es Ihm doch nicht, daß Er der Sohn Gottes sey, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geschickt habe. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer sagte, sie seyen böse, und sie sollten gut werden. Da machten sie denn ein großes Holz zusammen, gerade so, wie das kleine, das ich hier in der Hand habe. Man nennt es ein Kreuz! Dann bohrten sie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter sind — durch seine Hände und Füße, und hefteten Ihn so mit ausgestreckten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut aus den Wunden, und Er mußte sterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und spotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menschen ein Leid gethan, und es mit allen so gut gemeint, und allen geholfen, die sich von Ihm wollten helfen lassen!"

„O die bösen, bösen, abscheulichen Menschen!“ rief Schmerzenreich. „Aber litt denn das der Vater im Himmel, und schlug Er nicht mit seinen Blitzen darein? Ich an seiner Stelle hätte alle todt geschlagen!“

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter, „der Sohn Gottes betete für sie zu dem Vater. Vater! sprach Er, verzeih es ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun! Ja aus lauter Liebe hat Er sogar auch für diese bösen Menschen, so wie für uns alle sein Leben dahingegeben. Er starb, um alle Menschen selig zu machen. Wenn Er uns nicht so bis in den Tod geliebt hätte, so könnte kein Mensch auf Erden zur Seligkeit des Himmels gelangen — du und ich auch nicht. Auch aus Liebe zu uns Beiden erblaßte und starb Er am Kreuz!“

Der gute Knabe saß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen liefen ihm über seine rothen Wangen herab. Denn da er dieses Alles das erste Mal hörte, so machte es einen desto tiefern Eindruck auf ihn, und rührte ihn unbeschreiblich. „O der gute, gute Gottessohn!“ sagte er, und wischte sich mit dem Rehfellchen, das er anhatte, die Thränen ab. „Ist Er aber jetzt auch in dem Himmel?“

„Ja, liebes Kind!“ sagte die Mutter. „Er wurde vom Kreuze herab genommen, und lag nun wohl todt auf der Erde da. Man legte Ihn in

Bayerische Staatsbibliothek München

eine Felsenhöhle, die ungefähr dieser hier glich, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle. Aber denk nur, ehe drei Tage vergingen, da kam er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menschen waren doch nicht so böse, wie die übrigen. Sie hatten Ihm Gehör gegeben, und sich gebessert. Diese hatten Ihn sehr lieb gehabt, und viel über Seinen Tod geweint. Zu diesen ging Er nun hin. O, da hatten sie eine große Freude, als sie Ihn wieder sahen! Er sagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu Seinem Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber sehr traurig. Allein Er sagte: Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht schwer werden! Seht, droben, wo mein Vater wohnt, da ist Raum genug für euch. Ich gehe jetzt nur hin, und bereite euch indessen einen Platz. Thut nur, was Ich euch gesagt habe, dann kommt ihr einst alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wieder sehen, und dann wird eure Freude vollkommen seyn, und Niemand wird sie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erde noch werde Ich — ob ihr Mich gleich nicht sehen werdet — dennoch unsichtbar immer nahe bei euch seyn, bis an das Ende der Welt. Er segnete sie nun noch, und schwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis Ihn endlich eine goldene Wolke ihren Blicken verbarg."

Bayerische Staatsbibliothek München

„O, das muß schön gewesen seyn!“ sagte der Knabe. „Aber weiß Er jetzt auch noch etwas um uns? Weiß Er, daß wir hier in dieser Wildniß leben, und werden wir Ihn im Himmel einst sehen?“

„Freilich!“ sagte die Mutter. „Er sieht uns überall, und wo wir nur sind, da ist Er bei uns. Er liebt uns, und gibt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden, und einmal in den Himmel kommen können. Denn sieh, liebes Kind! Du bist nun wohl ein guter Knabe, und hast mir schon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut bist du doch noch lange nicht. Das kannst du, wenn du nur ein wenig Acht geben willst, alle Augenblicke an dir merken. Sieh, du hättest wohl nicht so für die Menschen gebetet, wie der Sohn Gottes, wenn sie dich umgebracht hätten. Du hast ja den Augenblick erst gesagt: Du würdest alle todt geschlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hättest. Da siehst du nun schon, daß du noch lange nicht so gut und so liebevoll bist, wie der Sohn Gottes. Und so gut und so liebevoll, wie Er, müssen wir werden, wenn wir Seinem himmlischen Vater und Ihm wohlgefallen, und einst in den Himmel kommen wollen. Und eben dazu, daß wir so gut und so liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Deß-

wegen kam Er in die Welt, und starb für uns am Kreuze."

„Und nun, lieber Schmerzenreich, begreifst du wohl, warum ich dieses kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns ja an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze litt und starb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man deßhalb auch ein Kreuz nennt — in den Himmel kommen müssen. Und deßhalb ist mir dieses einfache Zeichen so lieb und werth!"

„Ach, liebstes Kind!" fuhr sie fort, und blickte ihn mit weinenden Augen an. „Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieses arme Holz. Aber wenn ich nun todt seyn werde, so nimm du es aus meinen kalten, erstarrten Händen, und bewahre es wohl auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einst groß und reich seyn wirst, dies arme Andenken deiner Mutter an dem besten Orte deiner künftigen prächtigen Wohnung aufzustellen! Denke, so oft du es erblickest, an Denjenigen, der einst aus Liebe zu dir an einem Kreuze starb — und gedenke dann auch an deine Mutter, die mit diesem Kreuze in der Hand jetzt stirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu seyn, rein und schuldlos zu leben, die Menschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun, und selbst das Leben für sie zu geben, wenn ihnen damit ge-

dient ist — und solltest du auch voraussehen, daß sie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beim Anblick dieses Kreuzes dir dies Alles nicht nur vornimmst, sondern es auch thust — dann ist dieses arme Erbtheil, das deine Mutter dir hinterläßt, mehr werth, als die große, reiche Erbschaft, die du von deinem Vater zu erwarten hast!"

Von dem längern Reden war Genovefa so schwach geworden, daß sie nun wieder lange ruhen und schweigen mußte.

„Ach!" fing sie nach einer Zeit wieder an, „wenn du nur glücklich zu deinem Vater kommst! Denn der Weg dahin, durch die schauerliche Wüste, durch den dicken, undurchdringlichen Wald, über steile Felsen und tiefe Abgründe, ist für dich armes, schwaches Kind freilich hart und rauh, sehr weit und höchst gefährlich! Aber Gott wird dir schon durchhelfen, daß du bei deinem Vater, den Er dir hier auf Erden gab, glücklich ankommest — wie Er ja uns allen durch die weit gefahrvollere Wüste der Welt durchhelfen muß, damit wir einst bei Ihm, dem wahren und einzigen Vater unser Aller, unserm Vater im Himmel, glücklich anlangen, und Sein Angesicht sehen! — Vergiß auch nicht, ein Paar Kürbißflaschen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Weg's nicht verschmachtest. Nimm auch den Baumast dort zu dir, dich gegen wilde

Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! Du bist freilich schwach. Allein Gott, unter dessen Schutze ich, als ein schwaches Weib, den grimmigen Wolf besiegte, wird auch dein Schutz gegen wilde Thiere seyn. Wer auf Gott vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Nattern, und zertritt Löwen und Drachen unter sich."

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche sehr überhand. Sie athmete so hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte sie alle ihre Kräfte zusammen, setzte sich auf ihrem Lager von Moos auf, blickte den Knaben, der neben ihr saß, ernst und wehmüthig an, und sagte mit einer seltsam bewegten, feierlichen Stimme, über die der Knabe erschrak: „Schmerzenreich! Knie nieder, daß ich dich noch segne, wie meine Mutter mich auch noch gesegnet hat, ehe ich von ihr schied! Ich glaube, mein Ende ist nicht mehr ferne!" Der arme Knabe kniete schluchzend nieder, neigte sein wehmüthiges Gesichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen zitternden Händchen andächtig empor. Genovefa legte ihre Hand auf sein lockiges Haupt, und sagte tiefgerührt und mit großer Andacht: „Gott segne dich, mein Sohn, und Jesus Christus sey mit dir, und Sein Geist leite und regiere dich, damit du ein guter Mensch werdest, und nie — nie etwas Böses thuest, und ich dich im Himmel dereinst wieder sehen möge!" Sie be-

zeichnete ihm nun noch Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze, und schlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und sagte noch einmal: „O Schmerzenreich! Wenn du jetzt zu den Menschen kommest, und ihre bösen Beispiele siehest, so werde mir doch kein böser Mensch! Und wenn du einst in Glanz und Reichthum leben wirst, so vergiß deiner armen Mutter nicht! Ach, wenn du dieser meiner Liebe zu dir — und dieser meiner Mutterthränen — und meiner letzten Worte — der Worte deiner sterbenden Mutter! — je vergessen, und böse werden könntest: o so würdest du in jener Welt ewig von mir getrennt werden! O Schmerzenreich, bleibe gut!" — —

Sie konnte nicht mehr weiter reden — sank zurück auf ihr Krankenlager — schloß die Augen — und Schmerzenreich wußte nicht, ob sie nur schlummere oder wirklich todt sey! — Er kniete weinend und schluchzend neben ihr, und betete immer: „O Gott, laß sie nicht sterben! O Jesus Christus, wecke Du sie wieder auf!" — —

Vierzehntes Kapitel.

Des Grafen Siegfrieds Trauer um seine Gemahlin Genovefa.

Graf Siegfried lag damals, als er auf Golos Anklage, in der ersten Aufwallung des Zornes, das unglückliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnete, in seinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank danieder. Sein alter Kriegsgefährte und Stallmeister, Namens Wolf, war eben viele Meilen weit vom Lager entfernt, und hielt mit seinen Reitern einen engen Gebirgspaß besetzt. Als Wolf abgelöst wurde, zurückkam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um sich nach dem Befinden seines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf sogleich Alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erschrak, daß er erblaßte. „O lieber Herr," sagte er, „was habt Ihr gethan? Eure Gemahlin ist gewiß unschuldig. Dafür verpfände ich meinen alten, grauen Kopf. Glaubt mir, eine so fromme Seele, eine so gut erzogene Tochter wird nicht so bald schlimm. Aber Euer Golo ist ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dies Wort zu gut. Ich weiß wohl, daß er durch sein beständiges Schmeicheln sich tief in Euer Herz eingeschlichen hat. Aber glaubt mir: Wer Euch

immer lobt, und Euch zu Allem Recht gibt, der ist Euer Feind. Er verachtet Euch im Grunde, und sucht nur seinen eigenen Vortheil. Wer Euch aber die Wahrheit auch dann sagt, wenn Ihr sie nicht gerne hört, der ist Euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmt Euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurück! — Gott im Himmel, wie weit ist es mit meinem guten Herrn gekommen! Den geringsten Eurer Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet Ihr für das größte Verbrechen halten — und jetzt habt Ihr sogar Eure gute, fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet Eurem unseligen, schnellen Zorn doch einmal Meister! Ihr habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt; dieses Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglück angerichtet."

Der Graf gestand, daß er sich übereilt habe, zweifelte aber immer noch, wer der schuldige Theil sey, seine Gemahlin Genovefa, oder sein Liebling Golo. Denn Golos Brief war ein solches schlauersonnenes Gewebe von Lügen, und der Bote, den Golo zu dieser Botschaft ausgesucht hatte, war ein solcher ausgelernter Betrüger, und wußte Alles mit einem solchen Anschein von Ehrlichkeit zu bestätigen, daß der eifersüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indeß schickte er nunmehr auf der Stelle einen zweiten Boten an Golo ab, mit dem Befehle,

seine Gemahlin Genovefa bis zu seiner Zurückkunft auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringste abgehen zu lassen. Er gab dem Boten sein bestes Pferd, und gebot ihm mit dem größten Nachdrucke, zu eilen, und so schnelle zu reiten, als das Pferd es nur immer aushalten könne. Auch versprach er ihm eine große Summe Goldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und von da eine befriedigende Antwort zurückbringen würde.

Während der Bote sich auf der Reise befand, ward der Graf von Tag zu Tag schwermüthiger. In der einen Stunde war es ihm ausgemacht, Genovefa sey unschuldig; in der andern meinte er wieder, es sey unmöglich, daß Golo, dem er so viel Gutes gethan hatte, ihn so schrecklich belügen könne. So ward sein Herz beständig von Ungewißheit und heftigen Zweifeln gefoltert. Zehnmal des Tags schickte er seinen treuen Wolf hinaus vor das Lager, zu sehen, ob doch der Bote noch nicht zurückkomme; und ganze Nächte hindurch konnten seine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bote, und brachte die Nachricht, Genovefa mit ihrem Kinde sey zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf befohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm sein eigenes Todesurtheil

gesprochen — und er versank in stumme Trauer. Der alte, ehrliche Wolf eilte, um seine hervorströmenden Thränen vor dem Grafen zu verbergen, schnell aus dem Zelte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und jammerte laut. Alle Reiter des Grafen versammelten sich um Wolf, verwünschten den Golo, und schwuren, den Bösewicht, sobald sie nach Hause kommen würden, in Stücke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an seiner Wunde krank; denn die Unruhe und der nagende Wurm in seinem Herzen verzögerten die Heilung. Sobald er so weit hergestellt war, daß er wieder zu Pferd sitzen konnte, bat er um seinen Abschied. Da die Sarazenen bereits aufs Haupt geschlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu fürchten hatte, so entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit seinem treuen Wolf und seinen tapfern Kriegern sogleich auf, und ritt der geliebten Heimath zu.

Als er eines Abends spät bei dem ersten Dörflein seiner Grafschaft anlangte, kamen die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — sogleich alle aus ihren Häusern und Hütten hervor, erhoben einen allgemeinen Jammer, und riefen ihm entgegen: „O bester gnädiger Herr! Ach das erschreckliche Unglück! Ach die gute Gräfin! Ach der gottlose Golo!“ Der Graf stieg ab, grüßte alle freund-

lich, bot ihnen die Hand, und fragte nach Allem, was während der Zeit, da er im Krieg war, sich zu Hause zugetragen habe. Da hörte er von Genovefa nichts als Gutes, und von Golo nichts als Böses.

Unmuthsvoll und mit erschrockenem Herzen ritt er weiter, um noch in derselben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne sah er alle Fenster des Schlosses beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinauf ritt, hörte er eine rauschende Musik. Golo hielt mit seinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Denn er hoffte sicher darauf, der Graf werde an seiner schweren Wunde sterben. Er betrachtete sich schon als den Herrn der ganzen Grafschaft, und suchte durch beständige Zerstreuung und durch lärmende Lustbarkeiten sein böses Gewissen zum Schweigen zu bringen. Allein wenn er so an der prächtigen Tafel oben an saß, da sagte von den Bedienten, die die Speisen auftrugen, Mancher heimlich zum Andern: „Du, glaube mir, wenn unser guter Graf stirbt, so bringt's der schlaue Golo bei den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unser Herr. Ich möchte aber doch nicht an seiner Stelle seyn.“ „Da hast du Recht!“ sagte dann der Andere. „Er hat keine rechte Freude, und es schmeckt ihm nichts. Er sitzt gerade da, wie der arme Sünder am Henkersmahl. Ich möchte nicht in seiner Haut

stecken, und den Lohn, den er in der andern Welt gut hat, nicht mit ihm theilen."

Als der Graf mit seinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da sey. Der Wächter auf der Zinne des Thurmes antwortete mit seiner Trompete. Golo und alle seine Gäste droben im Saale sprangen von den Sesseln auf. Der Ausruf: „Der Graf! Der Graf!" hallte durch das ganze Schloß. Golo, der eher den Tod, als den Grafen erwartet hatte, kam eilends mit einer angezündeten Fackel herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgestiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blickte ihn lange ernst und fest an, ohne ein Wort zu sprechen, und Golo stand so bleich und zitternd da, wie ein Uebelthäter vor seinem Richter. Sein böses Gewissen blickte ihm deutlich aus den scheuen Augen, und die ganze Unglücksgeschichte stand gleichsam, wie mit großen Buchstaben, in seinem Gesichte geschrieben. Mit wankenden, ungewissen Schritten ging er vor seinem Herrn her, ihm die Wendeltreppe hinauf zu leuchten, und seine Hand zitterte so heftig, daß er kaum die Fackel zu halten vermochte. Der Graf sah im ganzen Schlosse nichts als Verschwendung und Wohlleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde, erschrockene Gesichter von Leuten, die Golo in seine Dienste genommen hatte;

und die wenigen alten Diener des Grafen, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da der Graf in den großen Saal getreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tisch, forderte dem Golo die Schlüssel der Burg ab, trug seinem treuen Wolf auf, die Burgthore wohl verwahren zu lassen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, seine müden Krieger gut zu verpflegen, und winkte dann Allen schweigend mit der Hand, sich zu entfernen.

Der erste Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer seiner Gemahlin. Golo hatte es sogleich nach ihrer Gefangennehmung verschlossen, und es seitdem nicht mehr betreten; weil sein böses Gewissen ihm das nicht zuließ. Alles war noch gerade so, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da stand noch die Stickrahme, in der ein halb vollendeter, mit Perlen durchschlungener Lorbeerkranz die Inschrift umschloß: „Dem zurückkehrenden Helden Siegfried, seine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll frommer Lieder, in sehr zierlichen Abschriften von Genovefas eigener Hand. Denn obwohl in jener Zeit nur wenige Ritter schreiben konnten, so verstanden sich doch viele Prinzessinnen so gut darauf, daß sie, weil es damals noch keine gedruckten Bücher gab, die heiligen Evangelien und Briefe der Apostel abschrieben, ja Stellen daraus

sogar mit goldenen Buchstaben überaus schön und kunstreich darzustellen wußten. Graf Siegfried fand unter Genovefas Schriften auch mehrere Aufsätze zu Briefen an ihn, voll der edelsten Gesinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, von denen er aber keinen erhalten hatte. Sie sagte darin, wie sie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverletzt aus den blutigen Schlachten zurück führen möge; wie sie sich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf dem Arme entgegen zu kommen; wie sie um ihn so bekümmert sey, und so oft weine; und wie ihr sein beständiges Stillschweigen so viele schlaflose Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgesendet hatte, so hatte er auch alle Briefe des Grafen an sie aufgefangen und unterschlagen. Der bestürzte Graf saß noch um Mitternacht mit verschlungenen Armen und voll stummen Schmerzens in einem Lehnsessel, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze schon weit hinab gebrannt und am Erlöschen sey. Da kam Bertha, jenes treue Mädchen, herein, und brachte ihm den Brief, den Genovefa im Gefängnisse geschrieben hatte. Sie zeigte ihm auch die wohlbekannte Perlenschnur, und erzählte ihm unter tausend Thränen, wie viel Gutes Genovefa ihr in ihrer Krankheit gethan hatte, und was sie in der Nacht, bevor sie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch Alles gesagt habe. Da löste sich der

stumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Berthas Erzählung, besonders aber der Brief, war ihm der redendste Beweis von Genovefas Unschuld. Er weinte so heftig, daß ihm das Gesicht verging, und Genovefas Brief von Thränen ganz durchnetzt wurde. Er seufzte mehrmal so tief aus der Brust, als wollte er seine Seele aushauchen: „O Gott! O Gott! O Genovefa! dich, dich, dich konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O ich unseligster aller Menschen!“ Wolf, sein treuer Freund und Diener, der auf seine Klagen herbeikam, versuchte vergebens, ihn zu trösten!

Nachdem der Graf lange schmerzlich geweint hatte, fuhr er plötzlich auf, forderte sein Schwert, und wollte den Golo umbringen. Wolf hielt ihn zurück, und stellte ihm vor, daß er auch den Golo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Golo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eisen und Bande zu schlagen, und in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovefa so lange geschmachtet hatte. Auch alle Diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, ließ er einstweilen, bis er weiter über sie verfügen würde, festsetzen. Die Soldaten vollzogen diesen Befehl mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Golo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovefens Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe — wegen

meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden!“ gingen ihm tief zu Herzen. Als Golo hereingebracht wurde, blickte der Graf mit seinen verweinten Augen ihn wehmüthig an, und sagte mit sanfter Stimme: „Golo, was habe ich dir gethan, daß du diesen Jammer über mein Haupt brachtest? Was hat dir meine Gemahlin, was hat dir mein Sohn gethan, daß du sie mordetest? Du kamst als ein armer Knabe in dieses Schloß, und genossest hier nur Gutes — warum vergilst du es mir nun so?“ Golo hatte geglaubt, der Graf werde toben und wüthen. Diese unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fing laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unselige Leidenschaft verblendete mich! Eure Gemahlin ist schuldlos wie ein Engel des Himmels; ich war der Teufel, der sie verführen wollte. Da sie mir kein Gehör gab, wurde ich wie rasend, suchte mich an ihr zu rächen, und zugleich mein eigenes Leben zu sichern. Ich fürchtete, wenn sie Euch die Wahrheit sagte, würdet Ihr mich umbringen. Deßhalb kam ich ihr zuvor, und klagte sie bei Euch falsch an.“ Dem Grafen gewährte es doch einigen Trost, daß selbst Golo die Unschuld Genovefas bezeugen mußte, und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, verbarg dann sein Angesicht in sein weißes Tuch, weinte sich satt, und verwünschte seinen Jähzorn in die unterste Hölle.

Der Graf war von nun an immer so schwermüthig, daß man für sein Leben fürchtete. Sein Schmerz gränzte bisweilen an Wahnsinn. Die benachbarten Ritter, die indeß auch aus dem Felde nach Hause gekommen und seine guten Freunde waren, besuchten ihn sehr oft, ihn zu trösten. Allein der Graf saß da, und wollte keinen Trost annehmen. Immer hielt er sich in Genovefas Zimmer auf, und ging sonst nirgends mehr hin, als in seine Schloßkapelle. Eine seiner größten Angelegenheiten war es, Genovefas Grab aufsuchen zu lassen, um dort zu weinen, und dann ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu lassen. Allein Niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwei Männer, die sie zum Tod hinaus geführt hatten, waren bald darauf verschwunden, und Niemand konnte sagen, wohin sie gekommen waren. Da ordnete der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeier ihres Todes an. Er und alle seine Diener, alle Ritter und ihre Frauen aus der Nähe und Ferne erschienen dabei in der tiefsten Trauer. Auch eine solche unzählige Menge Volkes fand sich dabei ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon fassen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almosen unter die Armen austheilen, und in der Kirche ein Denkmahl mit einer goldenen Inschrift errichten, die Genovefas trauervolle Geschichte noch der Nachwelt erzählen sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Siegfried findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis der Graf sich bereden ließ, nur wieder aus seinem Schlosse zu gehen. Und dann auch mußte sein treuer Wolf ihn dazu gleichsam nöthigen. Seine Freunde, die Ritter, mußten Alles aufbieten, ihn auch nur ein wenig zu erheitern. Der Eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenspieler mußte sich dabei hören lassen, und tröstende Lieder singen. Ein Anderer stellte allerlei Ritterspiele, Pfeilschießen und Ringstechen an. Ein Dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Diese letztere Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf sehr geliebt hatte, schien am meisten geschickt, seine Schwermuth ein wenig zu zerstreuen. Da die Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirsche und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutschland sehr viele gab, und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd.

Auf Wolfs Zureden gab der Graf nun auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter dabei zu erscheinen. Es war gegen Ende des Winters. Der nächste heitere Tag, an dem es einen neugefallenen Schnee haben würde, ward dazu be-

stimmt. Eine ungeheuer große Eiche an einer Ecke des Waldes wurde zum Versammlungsplatze ausersehen. Der Tag kam, und mit dem Anbruch der Morgenröthe zog der Graf, von einem zahlreichen Gefolge von Dienern begleitet, aus. Alle waren zu Pferde, und noch viele Leute mit Packpferden, schwer beladenen Maulthieren, und mit Jagdhunden folgten ihnen. Alle eingeladene Ritter trafen richtig bei der großen Eiche ein. Die Waldhörner hallten freudig und muthig durch den Wald. Die Jagd fing an, und Ritter und Knechte jagten sehr eifrig. Eine Menge Hirsche und Wildschweine wurden erlegt. Der Graf stieß auf ein Stück Wild, das er mit seinem Wurfspieße verfehlte. Er setzte ihm zu Pferd nach. Das Thier floh durch Dornen und Sträuche, und über Felsentrümmer, und versteckte sich endlich — in Genovefas Höhle. Denn es war eben die treue Hirschkuh, von deren Milch Genovefa und ihr Sohn sich schon so lange ernährt hatten.

Da der Graf zuletzt über die steilen Felsen nicht mehr weiter reiten konnte, stieg er ab, band sein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam zur Höhle. Er schaute hinein, und erblickte zu seinem Erstaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle eine abgezehrte, menschliche Gestalt mit todtbleichem Angesicht. Es war Genovefa, die ihre

schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber so matt und entkräftet war, daß sie in dieser Wildniß sich nie mehr würde erholt haben. Beinahe an jedem Morgen glaubte sie, sie werde den Abend nicht mehr erleben.

„Wenn du ein Mensch bist,“ rief der Graf in die Höhle hinein, „so komm heraus an das Tageslicht!“ Genovefa kam heraus, in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du, und wie kommst du hieher?“ rief der Graf, indem er bestürzt einen Schritt zurückwich. Denn er kannte sie nicht mehr. Sie aber hatte ihn sogleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried!“ sagte sie mit schwacher Stimme, „ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt hast. Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!“

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter wie von Sinnen war, und sich jetzt in diesem abgelegenen, schauerlichen Thale, tief im Walde, von allen seinen Leuten weit entfernt und ganz allein sah, so meinte er, er sähe — Genovefas Geist.

„O,“ rief er mit herzdurchdringender Stimme,

„du abgeschiedener Geist meiner Gemahlin! Kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Ward die entsetzliche Mordthat auf diesem Boden hier verübt, und haben sie deinen entseelten Leichnam in diese Höhle da begraben? Ja, so ist es, und dein Leichnam wendet sich in dem Grabe um, daß ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe; und dein Geist erscheint unwillig darüber, daß dein Mörder sich deiner friedlichen Grabstätte nähere! O kehre zurück, kehre zurück, seliger Geist; mein Gewissen foltert mich schon genug! Kehre zurück in die Wohnungen des Friedens und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erde keinen Frieden mehr hat! Oder erscheine mir nicht in so kläglicher Gestalt; erscheine mir als ein verklärter Engel, und sage mir, daß du mir verziehen!"

„Siegfried," sagte Genovefa weinend, „liebster Gemahl! Ich bin kein Geist! Ich bin wirklich deine Genovefa, deine Gemahlin. Ich lebe noch! Die guten Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!"

Der Graf war aber von Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm ihre Worte kaum. Er sah sie noch immer mit starren Blicken an, und glaubte noch immer einen Geist zu sehen.

Genovefa nahm ihn freundlich bei der Hand.

Allein er zog seine Hand zurück, und rief mit bebender Stimme: „O, laß mich! Laß mich! Deine Hand ist kalt wie Eis. Oder ja! Zieh mich mit dieser deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben ist für mich das Beste!"

Genovefa sagte noch einmal: „Siegfried! Liebster, bester Gemahl!" und blickte ihn dabei so liebreich und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. „Kennst du denn deine Genofeva nicht mehr! Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an! Fühle da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O komm doch zu dir selbst! O Gott, befreie Du ihn von dieser seiner entsetzlichen Einbildung!"

Endlich kam er von seinem Entsetzen zurück, und erwachte wie aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es!" rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt, und er konnte lange kein Wort hervor bringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du also," rief er, „du, du bist meine Gemahlin! Du bist jene lieblich blühende Genovefa! Und nun in diesem Elende! Und von mir in dieses Elend verstoßen! O ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! O, kannst du mir verzeihen?"

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnt! Ich liebte dich immer! Ich wußte es ja, daß du betrogen wurdest. O, steh auf, und komm in meine Arme! Sieh, ich weine ja vor Freude, dich wieder zu sehen."

Der Graf aber getraute sich kaum, sie anzusehen. „Und du machst mir keine Vorwürfe!" sagte er. „Du gibst mir nicht einmal ein einziges böses Wörtchen! O du Engel des Himmels, du sanfte, himmlische Seele! O was habe ich gethan, dich! — dich! so zu beleidigen."

Genovefa sprach: „Sey doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm Alles als eine Schickung Gottes. Er hat es so gefügt. Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam. Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben; in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel."

Indem sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als sein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieses engen Felsenthales noch sehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige frische, tröpfelnde Kräuter, die er eben in der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen, ritterlichen Kleidung, mit dem hohen, wallenden Federbusche auf dem Helme erblickte, erschrak er,

und stand still. Er schaute seine Mutter an, sah die Thränen, die ihr reichlich über die blassen Wangen flossen, und schrie laut: „Mutter! Wer ist dies? Ist dies etwa auch Einer von den bösen Menschen, und will er dich umbringen? Weine nicht," rief er, indem er jetzt auf seine Mutter zusprang. „Ich lasse dir nichts geschehen. Eher soll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge."

Genovefa sagte freundlich: „O lieber Sohn! Fürchte ihn nicht! Sieh ihn doch an, und küsse ihm die Hand. Er thut dir nichts zu Leid. Er ist dein lieber, guter Vater. Sieh, er weint über unser Elend. Gott hat ihn hergeschickt, daß er uns davon erlöse, und uns mit sich nach Hause nehme!"

Der Knabe wandte sich und blickte auf. Er war mit seinen krausen, schwarzen Locken, der edlen Stirn, den großen funkelnden Augen, der schön gebogenen Nase und den wohlgebildeten rothen Lippen das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben erblickte, ward er hoch erfreut, zugleich aber über den armseligen Anzug des lieblichen Kindes von dem innigsten Mitleid durchdrungen. Sein ganzes Herz entbrannte von väterlicher Liebe zu diesem seinem Kinde. „O mein Sohn!" rief er, „mein liebster Sohn! O komm in meine Arme!" Er küßte den Knaben, und nahm ihn auf den Arm, und umschlang mit dem andern Arme Genovefa, und blickte mit Augen voll Thrä-

nen zum Himmel, und sprach: „O Gott! Das ist der Seligkeit zu viel für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit einem Male — hier mein liebes Kind das erste Mal zu sehen — und hier mein liebes Weib, mir wie vom Tode zurück gegeben, wiederzusehen!“ Genovefa faltete die Hände fest zusammen, blickte fromm zum Himmel, und sagte: „Ja, o Gott! Du bist unendlich reich im Geben, und weißt dem menschlichen Herzen durch Einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sey Dank!“ Auch der holde Knabe, der seine Eltern so gerührt beten sah, hob ungeheißen die kleinen Händchen zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir sey Dank!“ Und alle drei blieben noch lange stillschweigend und unbeweglich in dieser Stellung, und nur ihr Herz sprach zu Gott, was keine Zunge auszusprechen vermag!

Endlich fing Genovefa an: „Leben meine Eltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach schon sieben Jahre beweinen sie mich als todt, und bereits sieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!“ Der Graf sagte: „Sie leben — sind wohl — und wissen deine Unschuld. Und, wo möglich, noch diese Stunde, sende ich einen Reitenden mit der Freudenbotschaft an sie ab, daß du wieder gefunden seyst.“ Genovefa blickte mit gefalteten Händen zum Him-

mel, und rief voll Freude und mit Thränen des Dankes in den Augen; „Nun, so sey denn gelobt, o Gott! Du hast mein Gebet erhört, und die geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und auch das noch gewährt, was ich mir kaum zu wünschen getraute. Du hast meinen Gemahl aus dem Kriege zurückgeführt — Du hast meine Unschuld an den Tag gebracht — Du hast mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod, errettet — Du hast mir den seligen Augenblick geschenkt, da ich mein liebes Kind seinem Vater zuführen konnte — und nun willst Du mich auch meine lieben Eltern noch einmal sehen lassen! Du bist die lautere Liebe!"

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht mehr aushalten. Gebückt trat der Graf in die niedrige Höhle. Mit Wehmuth betrachtete er die rauhen Wände, das Lager von Moos, die etlichen Kürbißschalen und Binsenkörblein, die Genovefas ganze Einrichtung ausmachten, und von ihrer großen Armuth zeugten. Mit frommer Rührung sah er das kleine Kreuz an der Wand, und den Stein davor, der von Genovefas Knien glatt und ausgerundet war. Er schaute durch die Oeffnung der Höhle hinaus auf die steilen Felsen, die das enge Thal umschlossen, und auf die schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, und seine Thränen flossen aufs

Reue. „O Genovefa," rief er, „durch welch ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieser schrecklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geschickt, der dich ernährte?" — „Ach," fuhr er wehmüthig fort, „sieben lange Jahre — ohne einen Bissen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein warmes Bett — ohne ordentliche Kleidung — mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterschnee — eine Herzogstochter, die auf Silber speiste, und aus einem goldenen Becher trank — die in Purpur gekleidet, und zur Winterszeit in das kostbarste Pelzwerk eingehüllt war — ach, es ist zu schrecklich! O welchen unaussprechlichen Jammer habe ich über dich gebracht! Und dennoch, abgezehrt von Kummer und Leiden, liebst du mich noch — du treue, gute Seele! O was ist es doch um gute Menschen!"

Genovefa suchte ihn zu beruhigen. Sie lächelte mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blassen Gesichte und sagte: „Schweig doch, und sage doch kein Wort mehr davon, liebster Siegfried! Gott weiß es, ich hatte in dieser Wildniß auch viele Freuden! Und gibts denn in den Pallästen keine Leiden? Und littest du weniger, als ich? Doch laß das gut seyn," fuhr sie fort, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, „und sieh dafür deinen Sohn an. Sieh! seine Wange glühet wie Purpur. Bei ungekünstelter Nahrung und in

Gottes frischer Luft wurde er gesund und stark! In unserm Schlosse wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend aussehen, wie manche Kinder vornehmer Leute. Darum sey fröhlich und danke Gott."

Genovefa setzte sich nun auf den steinernen Sitz in der Höhle. Der Graf setzte sich zu ihr, und nahm den kleinen Schmerzenreich auf den Schooß. Sie erzählte ihm, wie wunderbar Gott sie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblicke an, da die Hirschkuh zuerst zu ihr in die Höhle kam, bis zu dem Augenblicke, da das gute Thier, von dem Grafen verfolgt, hier eine Zuflucht suchte. Der Graf hörte mit der größten Aufmerksamkeit und der innigsten Theilnahme zu, und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar bist Du, o Gott, in Deinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, Deine Menschen zu retten! Als ich mein liebes Weib und mein Kind grausam verstoßen hatte, und sie in ihrer großen Noth hätten verschmachten müssen, da hast Du, barmherziger Gott, durch dieses gute Thier hier, Beide gnädig vom Hungertode errettet. Und als ihre Noth wieder auf das Höchste stieg — als die Mutter vor Mangel und Elend dem Tode nahe war, das arme Kind auf dem Wege zu mir durch diese schreckliche Wildniß voll reißender Thiere hätte umkommen müssen, und mir kein menschlicher Mund ihre Noth ansagen

konnte — da hast Du, allwissender Gott, es so gefügt, daß dieses nämliche stumme Thier mein Wegweiser zu ihrer Wohnung werden mußte. O wie leicht, und doch wie wunderbar, weißt Du, unendlich weiser und gütiger Gott, in jeder Noth zu helfen; auf Dich, Du liebreichster Vater der Menschen, wollen wir daher, wie hart auch unser Schicksal seyn möge, unser ganzes Vertrauen setzen!"

Sechzehntes Kapitel.

Genovefas Einzug zu Siegfriedsburg.

Vater, Mutter und Sohn gingen nun wieder aus der Höhle heraus, und allen standen noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jetzt nahm der Graf, um seine Leute zu rufen, sein silbernes Jagdhorn, das ihm an einer goldenen Kette zur Seite hing, und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen wiederhallte. Schmerzenreich, der in seinem Leben nichts Solches gehört hatte, war hoch erfreut über den wunderbaren Schall. Er wollte das Jagdhorn näher besehen, fragte, aus was Horn und Kette gemacht seyen, und versuchte sogleich zu blasen. Allein die Töne, die er herausbrachte, klangen nicht sehr an=

genehm. Und die liebevolle Mutter lächelte, ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Der Graf stieß noch zwei oder dreimal in das Horn, und auf den Schall kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erstaunten über die blasse, abgezehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt, und über den schönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arm hatte. Alle drängten sich herzu, und schlossen einen Kreis um ihn. Alle standen ehrerbietig und schweigend umher; alle waren begierig zu hören, wer die Frau und das Kind sey. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, und ihr meine treuen Diener! Seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin — und das ist mein Sohn, Namens Schmerzenreich.“ Auf diese Worte schrien alle vor Schrecken und Erstaunen laut auf — und man hörte hundertfältige Ausrufungen und Fragen durch einander: „O Gott im Himmel! Was? unsere gnädige Gräfin! — Hat man sie denn nicht hingerichtet? — Ist sie von den Todten auferstanden? Nein, es ist nicht möglich! — Ja, sie ist es dennoch! Ach Gott, in welchem Elende! Seht nur, wie blaß sie aussieht! Ach, unser lieber junger Graf! der schöne, holde Knabe!“ Sie konnten vor Freude und Mitleid, Erstaunen und Neugierde kaum mehr aufhören, zu rufen und zu fragen, zu jammern und sich laut zu freuen!

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache von Genovefas Rettung, und theilte dann unter seine Leute Befehle aus. Ein Paar seiner Reiter mußten augenblicklich auf das Schloß zurücksprengen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen, und Anstalten zu ihrem Empfange anzuordnen. Einigen Andern befahl er, die Packpferde und die belasteten Maulthiere herbeizuführen. Noch Andern gebot er, Holz zusammen zu tragen, an einem trockenen Platze unter einem überhangenden Felsen Feuer aufzuschüren, und eine Mahlzeit zu bereiten. Er selbst öffnete das Gepäcke, hüllte seine Gemahlin in seinen scharlachrothen, mit schwarzem Pelz ausgeschlagenen Wintermantel, und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen. Er breitete über ein niedriges, zu einem Sitze dienliches Felsenstück nächst dem Feuer, einen prächtigen Teppich aus, und setzte sie auf den ausgebreiteten Teppich. Alle Ritter kamen, einer nach dem andern herbei, grüßten sie voll Ehrfurcht, und bezeigten ihr, innigst gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte sich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin gegrüßt hatten. „Gnädige Frau,“ sagte er und benetzte ihre Hand mit Thränen, „nun bin ich erst froh, daß mir die Sarazenen meinen alten grauen Kopf nicht gespalten haben, da ich Das noch erlebe.

Nun will ich gerne sterben!" Und hierauf nahm er den Knaben auf seine Arme, und küßte ihn auf beide Wangen, und sagte: „Sey mir willkommen, du liebes Kind! Du bist das leibhafte Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und sanft und mild wie deine Mutter, und fromm und gut wie Beide!"

Schmerzenreich war Anfangs scheu und schüchtern über die Menge Leute, unter denen er sich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Menge Dinge in seinem Leben das erste Mal sah, so hatte er fast beständig etwas zu fragen oder zu bemerken, und die Fragen und Bemerkungen des lebhaften Knaben kamen manchmal sehr artig und drollig heraus. Am allermeisten war er erstaunt, als er die Ritter erblickt hatte, die zu Pferd in das Thal gekommen waren. Es ging ihm gerade so, wie jenen Völkern, die zum ersten Mal einen Reiter zu Pferd erblickt hatten. Er meinte, Mann und Roß seyen zusammen nur Ein Geschöpf. „Vater," rief er, „gibts denn auch Menschen mit vier Füßen?" Der Vater ließ ihm nunmehr ein Pferd, von dem der Reiter abgestiegen war, vorführen, und Schmerzenreich fragte: „Vater! wo hast du denn diese Thiere gefangen? Solche gibts bei uns im Walde nicht." Da er das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reichlich mit Golde

verzierten Zügel in dem Maule des Pferdes bemerkte, rief er: „Ei! fressen denn diese Thiere Gold und Silber? Da fänden sie in unserer Wildniß freilich kein Futter.“ Als nun das Feuer hoch aufloderte, stand er aufs Neue erstaunt da, und rief: „Mutter! Haben die Menschen die Blitze aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O,“ fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete, und die wohlthätige Wärme empfand, „das ist also das Feuer! Das ist wohl ein recht schönes wunderbares Geschenk des Himmels! Du hast mir zwar schon davon gesagt, liebste Mutter, aber so schön habe ich es mir nicht vorgestellt. Ach, wenn ich es früher gesehen hätte, so hätte ich den lieben Gott gebeten, uns auch davon zu geben. Nicht wahr, liebste Mutter, wir hätten es diesen Winter hindurch wohl brauchen können?“ Bei der Mahlzeit zogen vor allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen, goldgelben und purpurgestreiften Aepfeln, und rief: „Vater, wirds denn bei dir nicht Winter, daß du so schöne, frische Früchte mitbringst? O bei dir muß es gut wohnen seyn!“ Er getraute sich kaum, die schönen Früchte zu essen. „Es wäre ja Schade dafür!“ sagte er, „sie sind gar zu schön.“ Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerksamkeit ein Glas, wagte kaum, es

anzurühren, hielt es dann lange behutsam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, verschmilzt es denn nicht? Ist es denn nicht aus Eis gemacht?“ Nachdem er vernommen, aus was es bestehe, rief er: „O wie viele schöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erschaffen, von denen ich nichts gewußt habe!“ Da ihm ein Diener einen spiegelhellen, silbernen Teller hinreichte, und er sein Bild darin erblickte, erschrak er sehr. Erst bebte er zurück, dann griff er furchtsam hinter den Teller, um den Knaben, den er zu sehen glaubte, anzufühlen. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Knabe in dem dünnen Teller Platz finden könne. Besonders aber wunderte es ihn noch, daß, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe auch eines mache, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächle. So hatten alle Gäste an dem muntern Kinde tausend Freuden, und so viele Thränen vorhin vergossen wurden, so herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und so laut und viel wurde von Rittern und Knappen jetzt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, so kam der Reitende mit Genovefas Kleidern zurück. Genovefa ging in die Höhle, warf sich vorerst auf die Knie, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete sich dann in der Höhle um. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie zum dankbaren Andenken an ihre Leiden zu sich, und trat hierauf, wieder

gräflich gekleidet, aus der Höhle. Der Graf befahl, das sanfteste Maulthier herbei zu führen, breitete einen Teppich darüber, und setzte Genovefa darauf. Er selbst schwang sich auf sein Leibpferd, nahm Schmerzenreich, der darüber sehr erfreut war, zu sich auf das Pferd, und so zogen nun alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovefa bequemer war, und sie setzte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die Gräfin sey wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Grafschaft, und weit umher rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall Alles liegen und stehen lassen. Jeder Dreschflegel ward an den Balken gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer standen leer, und es blieb Niemand zurück, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre besten Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu sehen. Es war ein allgemeiner Feiertag durch das ganze Land. Je näher Genovefa ihrem Schlosse kam, je zahlreichere Schaaren von Menschen standen am Wege. Alle grüßten sie mit Thränen und lautem Freudengeschrei.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erschienen auch zwei Pilgrime mit langen Pilgerstäben, und mit Muscheln an ihren Hüten und an

ihren Pilgermänteln. Diese traten zu beiden Seiten der Sänfte, und fielen Genovefen zu Füßen. Es waren die zwei Männer, die Genovefa hätten hinrichten sollen. Beide, besonders Kunz, baten jetzt Genovefa um Verzeihung, daß sie aus Furcht vor Golo sie in der Wildniß allem Elende preisgegeben, und sie nicht vielmehr zu ihren Eltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß sie bald nachher vor Golo selbst nicht mehr des Lebens sicher zu seyn geglaubt, und eine Pilgerschaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß sie von dieser Reise erst vor wenigen Tagen zurück gekommen, und nur heimlich und ohne sich Jemanden, als den Ihrigen zu entdecken, voll Furcht in der Grafschaft umher geirrt wären; daß sie gemeint, Genovefa sey längst todt, und deßhalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu schweigen, um den Grafen nicht aufs Neue zu betrüben. „Ach,“ sagten sie, „wie war es doch möglich, daß Ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Frost und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerrissen wurdet! Wir glaubten, Ihr und Euer liebes Kind hätten in der Wildniß einen fürchterlichern Tod genommen, als wir Euch hätten anthun sollen.“

Genovefa hieß sie aufstehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und sagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächst nach Gott,

mein und meines Kindes Leben zu danken!“ „Und du, mein Kind!“ sagte sie hierauf zu Schmerzenreich, „danke ihnen auch. Sieh, das sind die Männer, die dich hätten umbringen sollen, die aber Gott mehr als den Menschen gehorcht haben.“ — „Nicht wahr,“ fuhr sie hierauf gegen die Männer fort, indem sie mit Augen voll Thränen lächelte, „jetzt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verschont habt?“ — „Ach Gott!“ sagten Beide, „damals meinten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir Euch das Leben schenkten. Jetzt sehen wir es erst ein, daß dieses nichts war, und daß wir hätten unser eigenes Leben daran wagen sollen, Euch zu retten, und Euch zu Euren guten Eltern nach Hause zu führen.“

Die Männer warfen sich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlassenen Weibern und Kindern erwiesen hatte. Denn zu ihrem Erstaunen hatten sie erfahren, wie edel Genovefa in ihrem letzten Briefe sie ihrem Gemahle empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder gesorgt habe. Der Graf sprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmt, und ihnen das Leben geschenkt hattet; allein da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, so ging durch

mich, ohne daß ich es selbst wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig ist, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Geht hin; ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner sorgen.“ Beide standen auf, und begleiteten die Sänfte. Heinz aber sagte zu Kunz: „Siehst du nun, daß es wahr ist, was ich dir sagte: Man soll sich beim Gutesthun nie fürchten, so gefährlich es auch manchmal uns vorkommt. Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte.“

In dem Augenblicke, da Genovefa eine Anhöhe, worüber die Straße führte, erreicht hatte, und Siegfriedsburg vor sich liegen sah, wurde dort auf einmal mit allen Glocken geläutet. Das Volk erkannte in Genovefas Rettung Gottes allwaltende Vorsehung, und sah ihre Zurückkehr als eine heilige Feierlichkeit an. Deßwegen wollte es ihren Einzug zu Siegfriedsburg durch Glockengeläut verherrlichen. Als Genovefa die feierlichen Glockentöne vernahm, wurde sie aufs Neue bis zu Thränen gerührt, und auch die Thränen der unzähligen Menschen flossen reichlicher. Ja, die allgemeine Rührung wurde zur Andacht, die Aller Herzen zum Himmel erhob. Alle lobten und priesen Gott. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menschen unübersehbar, und das Gedränge unbeschreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beiden Seiten

des Weges gestiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenster und sogar die Dächer, wo Genovefa vorbei kommen mußte, voll Menschen. Denn alle wollten ihre geliebte, so lange todtgeglaubte Gräfin, so nahe als möglich sehen. Man hatte daher die Sänfte, die von zwei Maulthieren getragen wurde, geöffnet, damit alle die Gräfin sehen konnten. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Alles Volk erhob ein so lautes Jubelgeschrei, daß man das Zusammenläuten der Glocken nur mehr dumpfig hören konnte. Sie aber saß da, wie die Demuth selbst, und schlug über die Ehre, die ihr widerfuhr, beschämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte sie auf dem Schooße. Dieser hatte noch sein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links sein treuer Wolf. Die zwei Pilger begleiteten sie, und die Hirschkuh lief, wie ein zahmes Hündchen, hinten darein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, zum Theil folgten sie der Sänfte.

Als der Zug so zwischen der Menge Menschen langsam hindurch kam, da sagten denn Manche zu einander: „Ach, unsre liebe gnädige Frau! Wie blaß und wie fromm sie aussieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgesehen haben!“ Andere sagten: „Seht nur den schönen Knaben! Er sieht in seinem Rehfellchen und mit dem Kreuze

in der Hand gerade so aus, wie in unserer Kirche der kleine Johannes in der Wüste abgemalt ist." Wieder andere riefen: „Ei seht doch nur die Hirschkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unsere fromme, gute Gräfin!" Manche Mutter sagte ihrem Kinde, das sie auf dem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Diese ists, um die ich so oft weinte, und von der ich dir so oft erzählte; da sie uns genommen wurde, da warst du noch nicht auf der Welt." Mancher Vater hob seinen kleinen Sohn in die Höhe, und sagte: „Siehst du sie jetzt? Sieh, sie hat dir schon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagst." Mancher Greis, der mühsam an seinem Stabe herbei gekommen war, weinte und schluchzte vor Freude, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, so heftig, daß ihm Arme und Knie zitterten, und sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

Als Genovefa in dem Schloßhofe angekommen war, erblickte sie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede sich eingefunden, Genovefa zu bewillkommen. Alle waren über Genovefas Unschuld entzückt, und freuten sich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine besondere Freude, daß Alle so unverabredet zusammengekommen waren, und daß auch nicht

Eine fehlte. Sie sahen diesen Tag als einen Triumphtag der weiblichen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfest für alle Frauen und Jungfrauen an. Alle standen in ihrem schönsten Schmucke, wie an einem hohen Festtage, da, und zu vorderst stand eine schöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und mit einer Schnur der schönsten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovefen einen Kranz von immergrünen Myrthen mit zarten schneeweißen Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer Unschuld und Treue. „Nimm," sagte die Jungfrau innigst gerührt, und konnte die Worte vor Weinen kaum hervorbringen, „nimm diesen Kranz im Namen unser Aller; den schönern Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt."

Genovefa kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen sagten ihr aber, diese Jungfrau sey Bertha, jenes gute Mädchen, das vor sieben Jahren an das Fenster ihres Gefängnisses gekommen, und damals noch nicht vierzehn Jahre alt gewesen sey. „Edle Frau!" sprachen sie, „diese war die Einzige, die sich in Eurer Schmach und Eurem Elende Eurer annahm! Sie soll daher auch die Erste seyn, die an Eurer Ehre und Freude Theil nimmt." Als Genovefa das Mädchen ansah, und die wohlbekannten Perlen an ihrem Hals erblickte, da kam ihr jene schreckliche Nacht in dem Gefängnisse wie-

der zu Sinne. „Ach Gott,“ rief sie mit zum Himmel erhobenen Augen, „wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus diesen Mauern geführt wurde, daß ich dereinst so zurück kehren würde! Du nur, o Gott! wußtest es damals schon, und hattest damals schon diese Freude für mich im Sinne! O Gott!“ fuhr sie fort, indem sie den Kranz sanfterröthend aus der Hand der Jungfrau nahm, „wenn Du die Unschuld hier auf Erden schon so ehrest und erfreuest, was wird es erst einmal in dem Himmel werden!“

„Recht so, gnädige Frau!“ sagte Wolf. „Die Unschuld wird zwar auf Erde nicht immer so geehrt, und selten wird ihr ein Ehrentag, wie der heutige, zu Theil. Gott läßt das aber doch zuweilen geschehen, um uns einen kleinen Vorgeschmack zu geben, was Er uns in dem Himmel für Freuden aufbewahrt habe.“ Darauf wandte er sich zu seinem Herrn, und sprach: „Herr! ich bin die achtzig Jahre, die ich auf der Welt umhergetrieben werde, oft siegreich in dieses Schloß eingezogen; aber einen solchen Triumphtag, wie er dieser Frau zu Theil wird, hab' ich noch nie erlebt.“ „Wolf,“ sagte der Graf, „darum hat diesen Triumph Gott selbst veranstaltet; es ist der herrlichste Triumph, der Triumph der Tugend über das Laster!“ — Und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall.

Die Jungfrauen beschlossen aber noch besonders, die immergrünen Myrthen mit den weißen Blüthen sollen als Sinnbild der jungfräulichen Unschuld und ehelichen Treue, von nun an zu Brautkränzen bestimmt seyn. Eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Die Freuden dieses Tages, das viele Weinen und Reden, hatten Genovefa so angegriffen, daß sie ganz erschöpft war. Sie wurde unverzüglich auf ihr Zimmer gebracht, das sie so viele Jahre nicht mehr betreten hatte. Nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblicke mit Drako's Wittwe und Waisen gesprochen, und sie ihrer Huld versichert hatte, begab sie sich in das bereit stehende Bett zur Ruhe. Die getreue Bertha aber blieb von nun an beständig um Genovefa, die sich von Niemand mehr bedienen ließ, als von ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Genovefa sieht ihre Eltern wieder.

Während in Siegfriedsburg Alle voll der höchsten Freude waren, herrschte in dem herzoglichen Pallaste von Brabant noch die tiefste Trauer. Der alte Wolf erbot sich, die Freudennachricht, Genovefa sey wieder gefunden, ihren Eltern zu überbringen. Der Graf sagte: „Lieber, alter Freund! Bleibe du hier, und überlaß diese beschwerliche Reise einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unsre Heimreise aus dem Sarazenenkriege mitnahm, und wie oft du unter Wegs sagtest, dieß sey dein letzter Ritt.“ Allein Wolf sprach: „Der Mensch denkts, und Gott lenkts! Er hat mir nach so manchem kriegerischen Zuge zu guter Letzt' noch einen Ehren- und Freudenritt zugedacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!“ „Aber,“ sagte der Graf, „bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!“ „Thut alles nichts!“ sprach Wolf. „Ich fühle mich, seitdem die liebe gnädige Frau wieder da ist, um zehn Jahre jünger. Und wie mich dünkt, kann ich meine Ritterschaft nicht schöner beschließen, als mit diesem Ritt. Ist der vollendet, dann gebe ich mich gern zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann

nieder, und kann ja alsdann ausschlafen — bis an den jüngsten Tag." „Nun," sprach der Graf gerührt, „so zieh' denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte! Nimm das beste Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravsten meiner Reiter zur Bedeckung aus. Sage meinen theuren Schwiegereltern Alles, was dir dein edles Herz eingeben wird, und was ich ihnen, wie du wohl weißt, selbst sagen würde. Gott sey dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurück!" Auch Genovefa hatte ihn noch einmal rufen lassen, und ihm an ihre theuren Eltern alles Dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, weckte er die Reiter, half selbst die Pferde füttern und satteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, saß dann wohlgerüstet auf, und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Male zu: „Frisch, Kameraden, vorwärts, vorwärts!" — und so gings einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Die Reiter fragten ihn: „Warum eilt Ihr denn gar so sehr, Herr Stallmeister?" Er aber sprach: „Denkt an den Jammer der Eltern, dem wir ein Ende machen werden!

Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, so soll er sich keine Beschwerlichkeit verdrießen lassen, und seiner Knochen nicht schonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu schlagen und Thränen zu verursachen; reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen." — „Ha," rief er, „ich wollte, das Roß da hätte Flügel, wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemalt sah, und das mir sehr wunderlich vorkam!" — und hiemit gab er seinem Rappen wieder die Spornen.

Ein alter Ritter, auf dessen Schlosse Wolf mit seinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof Hildolf, der Genovefas Ehe mit Siegfried eingesegnet hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihe. „Da müssen wir spornstreichs hinreiten," sagte Wolf. „Der heilige Mann muß unsere Freudenbotschaft auch wissen. Und da er gar ein weiser und kluger Herr ist, so will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Botschaft bei dem Herzoge und der Herzogin am besten anbringen könne. Ich sann unter Weg's schon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebsten riefe ich sogleich von weitem: „Genovefa ist wieder gefunden! Sie lebt!" Allein so mit der Thür' ins Haus fallen, thuts doch nicht. Ich bin ein alter

Kriegsmann, und wußte es bisher nur vom Hörensagen, was es um das Erschrecken sey. Und doch — es ist wunderlich! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!" so erschreckt, daß ich zitterte, und den Schrecken noch jetzt in allen Gliedern spüre. Ich hätt' es nie geglaubt, daß die Freude einen Mann so erschrecken könne; und wenn dies mit allen Menschen so ist, so könnte dieser Freudenschrecken die Eltern geradezu tödten, wie ein abgeschossener Pfeil, der mitten ins Herz trifft. Allein ihnen die Sache nach und nach beizubringen, die Worte schlau zu setzen, das Gespräch fein zu lenken — versteh' ich nun einmal nicht. Unser einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath schaffen. Denn die Herzen durch das Wort sanft zu behandeln, das versteht er aus dem Grunde."

Wolf ritt mit seinen Leuten sogleich zu dem Bischofe, erzählte ihm alles Geschehene, und brachte dann seine Bedenklichkeiten vor. Der Bischof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und sprach dann zu Wolf: „Seyd ruhig, alter Mann! Gott fügt Alles, bis auf die kleinsten Umstände, sehr wohl. Ich war eben bereit, zu den trauernden Eltern zu reisen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reisen also zusammen." Der ehrliche Wolf war darüber sehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude

und Ehre, mit seinen Reitern den Bischof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes schrecklichen Tages, an dem sie die Nachricht von Genovefas Hinrichtung erhalten hatten, alljährlich in ihrer Schloßkirche unter Gebet und Thränen gefeiert. Dieser Tag war jetzt eben wieder angebrochen, und sie saßen am Morgen desselben beisammen auf ihrem Zimmer, und waren Beide voll der tiefsten Betrübniß. Sie hatten seitdem sehr gealtert, und ihre Haare waren vor der Zeit grau geworden. Beide waren in Trauerkleider gehüllt, ja die Herzogin hatte seit jenem traurigen Tage die schwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. Es war jetzt bereits Zeit zum Gottesdienste, und sie erwarteten nur noch die Ankunft des Bischofs, den sie, wie alle Jahre, so auch in diesem Jahre eingeladen hatten, an eben dem Altare, an dem Genovefa im Brautkranze vor ihm gestanden, das Gedächtniß ihres Todes zu feiern.

Der Herzog schwieg voll stummen Schmerzens, und dachte eben bei sich: „Es ist doch eine schreckliche Schickung, daß diese Schmach über unser herzogliches Haus kommen, und unsere Familie auf diese Art erlöschen mußte! Doch, Herr, Dein Wille geschehe!" Die Herzogin seufzte: „Ach, das einzige Kind, und so ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — ist doch zu schauervoll!

O Genovefa! wir dachten, du würdest wie ein Engel an unserm Sterbebette stehen, und uns die Augen sanft zudrücken, und nun mußte es so kommen! „Doch,“ sagte auch sie, sich wieder fassend: „Dein Wille, o Herr, geschehe!“

Kaum hatte sie dieses gesagt, so trat der ehrwürdige Bischof herein. Sein Angesicht leuchtete von himmlischer Freude. „Lasset nun einmal das Trauern, und erfreuet Euch in dem Herrn!“ sprach er, und fing nun an, mit hoher Begeisterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu sprechen; wandte Jakobs Trauer, dem sein Sohn Joseph geraubt wurde, auf ihre Trauer an; schilderte dann Jakobs Freude, als er seinen Sohn Joseph wieder fand — und der Geist, mit dem der Bischof sprach, und das sanfte Feuer seiner Beredsamkeit ergriff sie mächtig. Der Gedanke an Gottes Alles lenkende Liebe und an Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude, und verdrängte aus denselben alle Trauer. „Ach,“ sagte die Herzogin, indem sie die Hände faltete, „die Freude, Genovefa wieder zu sehen, wäre zu überschwänglich, und zu außerordentlich, als daß sie uns noch zu Theil werden sollte!“ „Hier auf Erden freilich nicht mehr,“ sagte der Herzog, „aber doch gewiß dort in dem Himmel.“ „Auch hier auf Erden noch!“ sprach jetzt der Bischof. „Der Herr thut auch jetzt noch

große Dinge. Er schlägt Wunden, und heilt sie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Josephs, lebt noch. Er, der Euer Herz stärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle es jetzt wieder stärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anstatt der Trauergesänge, die wir eben jetzt in der Kirche anstimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, Dich loben wir!“ singen. Denn Genovefa lebt — und Ihr werdet sie sehen.“ Beide Eltern blickten ihn erstaunt an. Ein Schauder überlief sie bei des frommen Mannes nachdrucksvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihren Herzen, und sie konnten das, was er sagte, noch nicht glauben.

Da öffnete der Bischof die Thür, rief den alten, ehrlichen Wolf, der mit klopfendem Herzen bei den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer stand, herein, und sprach: „Dieser hier ist der Mann, der Euch das Weitere sagen wird.“ Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es ist gewiß so. Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen, mit diesen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Das Wort: „Genovefa lebt!“ hatte sich augenblicklich durch den ganzen Pallast verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin stürzten erstaunt, erschrocken, erfreut, und fast

außer sich, in das Zimmer. Wolf aber stand da, und erzählte die ganze, wunderbare Geschichte, und die Thränen zitterten an seinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rührung. Alle standen bebend, weinend und schluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin saßen bleich vor Freudenschrecken da, und wußten fast selbst nicht, wie ihnen geschah.

Endlich, da sie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes seiner Worte bestätigten, und Wolf ihnen noch jedes Wort sagte, das Genovefa und der Graf ihm aufgegeben hatten — da war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren Traume. Sie lebten gleichsam von Neuem wieder auf, und riefen Beide: „Wir haben genug gelebt! daß unsere Tochter Genovefa noch lebt. Wir wollen hin, und sie sehen, ehe wir sterben!" Nachdem sie Gott noch zuvor in Seinem Tempel feierlich gedankt hatten, reisten sie unverzüglich ab, und der fromme Bischof, und der ehrliche Wolf mit seinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie.

Genovefa hatte sich indeß durch die zärtlichste Sorgfalt und liebreichste Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte Röthe. Der einzige Wunsch, den sie jetzt noch auf Erde hatte, war der, ihre geliebten Eltern zu

sehen. Da kamen sie plötzlich, und viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater sagte mit einer Empfindung, wie einst Simeon, indem er sie umarmte: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine Augen dieses Heil noch gesehen haben.“ Und die fromme Mutter sprach, sie umarmend, mit einer Rührung wie einst der Patriarch Jakob: „Nun will ich gerne sterben, da du noch lebst — und deine Unschuld an den Tag kam.“ Und beide Eltern weinten die seligsten Thränen, indem sie abwechselnd Genovefa in ihre Arme schlossen.

Hierauf erblickten sie den holden Knaben, und riefen Beide zugleich voll Entzücken: „Du bist also unser Enkel — o komm, komm in unsre Arme!“ „Gott segne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm, und ihn küßte. Und: „Gott segne dich, du liebes, süßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als sie den Knaben aus des Großvaters Armen in die ihrigen nahm, und ihn mit Küssen und Thränen der Freude überhäufte. Und Beide sprachen dann fast mit Einer Stimme und voll Anbetung Gottes: „O wunderbar, wunderbar ist Gott! Wir beweinten dich als todt, liebste Tochter, und dachten, dein Angesicht auf Erde nicht mehr zu sehen, und jetzt

läßt uns Gott gar noch deinen Sohn, unsern geliebten Enkel, sehen!"

Jetzt trat der fromme Bischof, den Genovefa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovefen, da sie ihn so plötzlich erblickte, als sehe sie einen Boten Gottes vom Himmel. Der apostolische Mann sah erst Genovefa, Siegfried und Schmerzenreich, und dann den Herzog und die Herzogin segnend an, streckte die Hand aus, und sprach dann: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich Sein Geist vorhersehen ließ! Er hat Dir, meine Tochter, und Euch allen hier ein größeres Glück bereitet, als alle Güter, Freuden und Ehren dieser Welt, aber ein Glück, das mit großen Leiden anfing, wie alles wahre Heil auf Erden anfangen muß. Das Leiden ist der Weg zur christlichen Vollkommenheit, der einzig wahren Bildung des Menschen, gegen die alles Irdische Staub ist, und die allein uns der Seligkeit des Himmels fähig macht. Diesen Weg hat Gott Euch alle geführt. Genovefa wurde in dem Vertrauen auf Gott, der Geduld im Leiden, der Versöhnlichkeit gegen Feinde, und in andern schönen, liebenswürdigen Eigenschaften wahrer Christen geübt; ja, ihre Tugend wurde durch die Glut des Leidens zum reinsten Golde geläutert. Graf Siegfried kam durch bittere Erfahrung zur Erkenntniß, welchen unermeßlichen Jammer heftige Leidenschaf-

ten anrichten können; das Elend, das er sich selbst und denjenigen bereitet hat, die er vor allen Menschen auf Erden liebte und ehrte, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, sich selbst zu überwinden, und die Leidenschaften der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen. Auch der kleine Schmerzenreich lernte in der Wüste Gott mehr erkennen, als es bei den mancherlei Zerstreuungen in einem gräflichen Schlosse oder herzoglichen Pallaste hätte geschehen können; hätte Gott ihn vom Hofe, wo es nie an Schmeichlern fehlt, nicht in jene Wüste versetzt, so würden wir die lieblichen Blüthen künftiger Tugenden, die uns mit so schönen Hoffnungen erfüllen — diese holde Demuth, diese Unschuld, diese Aufrichtigkeit, diese Folgsamkeit, diese Genügsamkeit — vielleicht nicht an ihm erblicken. Genovefas ehrwürdige Eltern, denen durch die Nachricht von dem Tode ihrer geliebten Tochter alle Freuden und aller Trost auf Erden genommen ward, richteten ihre Blicke mehr himmelwärts; sie sahen es immer mehr ein, wie Alles hier auf Erden so gar eitel und nichtig, und wahre, ungetrübte Seligkeit nur in jener bessern Welt, in dem Himmel, zu finden sey, wo kein böser Mensch unsre Ruhe stören kann, wo keine Thräne mehr geweint wird, wo kein Tod und keine Trennung mehr ist. Die innigste Sehnsucht nach jenem bessern Leben erfüllte ihr Herz, und machte ihnen den Tod, den die Men-

schen so sehr fürchten und scheuen, nunmehr so wünschenswerth, daß sie ihn als einen Engel Gottes betrachten, der uns sanft heimbringt in unser wahres Vaterland, zu unserm lieben Vater im Himmel. Und nun, nachdem Alle so an Erkenntniß und Tugend gewonnen und das schöne Ziel ihrer Leiden erreicht hatten, hat Gott uns Alle, so wie wir damals, als wir uns das letzte Mal sahen, beisammen standen, wunderbar und gegen alle Erwartung jetzt wieder zusammen geführt, und heute ist der Tag erschienen, da wir Alle Ihm für seine väterliche Führungen mit Freudenthränen danken; und keines von uns Allen fehlt, nur ist unsre Zahl noch um dieses liebe Kind hier vermehrt worden. Selig Derjenige, der in der Prüfung aushält! Denn, nachdem er bewährt erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen Denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Diese Krone ist Euch jetzt auch hinterlegt."

Achtzehntes Kapitel.

Genovefas Leiden werden ein Segen für das ganze Land.

Sobald es bekannt wurde, daß Genovefa sich viel besser befinde, und sich von ihren Leiden sehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die sie sehen wollten. Wolf mußte es Genovefa auf Ritterehre versprechen, auch die Geringsten nicht abzuweisen. Da ward denn der Zulauf sehr groß, und immer wurden Mehrere zugleich in das Zimmer gelassen. Die Leute waren aber so stille und eingezogen, daß sie sich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, sondern an der Thür stehen blieben. Die Männer standen mit ihren Mützen unter dem Arme, so ehrerbietig da, wie in der Kirche, und sogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter hoben andächtig die Händchen auf.

Genovefa lag meistens auf ihrem Ruhebette, oder saß weißgekleidet in ihrem Lehnsessel, und ihr schönes, blasses Gesicht sah so fromm und himmlisch, so sanft und mild, so liebreich und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als sey es von hellen Strahlen umgeben. Sie hieß die Leute etwas näher kommen, und sagte ihnen dann immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich blieben.

„Ihr lieben, guten Leute!" sagte sie unter Anderm, mit sanfter lieblicher Stimme. „Es freut mich, daß ihr mich heimsucht, und ich danke euch für Eure Liebe, mit der ihr an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherlei Leiden habt, und ich weiß es, daß Manches von euch sich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzagt nie. Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo Alles verloren scheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchsten, ist Seine Hülfe am nächsten. Er macht am Ende Alles recht. Ists nicht wahr? Seht ihr das nicht selbst deutlich an meiner Geschichte?"

„Seyd zufrieden mit dem, was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bei Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr seyd, so habt ihr doch mehr, als ich in der Wüste draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bett, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Mensch nicht. Hängt daher euer Herz nicht an das Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, sondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichsten schnell ärmer als den Aermsten, und den Aermsten wieder reich machen. Das seht ihr ja an mir!"

„Haltet euch immer fest an Gott, betet gerne, und bewahrt euer Gewissen rein. Wer mit Gott Eins ist, und Ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet gibt Kraft zum Gutesthun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewissen ist in allen Leiden — im Gefängnisse, in Krankheit und bei dem Herannahen des Todes ein sanftes Ruhekissen. Das werdet ihr erfahren, wie ich's erfahren habe."

„Wenn euch euer Gewissen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich keine solche Verbrechen begangen hat, deren man mich beschuldigte? — wenn euch euer Gewissen also Vorwürfe macht, so suchet vor Allem euch mit Gott auszusöhnen, und nehmt deßhalb eure Zuflucht zu Christus, Seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der sündigen Welt dahingegeben. Er ist die Versöhnung unserer Sünden. Er vergoß Sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergibt uns die Sünde, und reiniget uns von Allem, was nicht recht ist."

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr Alles noch besser inne werden, als ich es euch sagen kann! Mit einem Evangelienbuch in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand ka-

men die ersten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahrt es im Herzen — befolgt es! Denn es ist Gottes Wort, und hat eine Kraft in sich, Alle selig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denket stets: „Im Kreuze ist Heil!“ Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — ging Christus in Seine Herrlichkeit ein! Durch Kreuz und Leiden und viele Trübsale müssen auch wir in das Reich Gottes eingehen. Nicht wahr, diesen Weg wollen wir mit einander gehen?“ sagte sie, und bot nun noch allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand versprechen.

Den Eheleuten und Eltern redete sie noch besonders zu. Die Eheleute ermahnte sie zur Eintracht und Liebe, und warnte sie vor Eifersucht. „Gebt doch nie falschen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe stören wollen!“ sagte sie, die es selbst erfahren hatte, was solche falsche Zungen für Jammer auch in der besten Ehe anrichten können. Die Eltern ermahnte sie, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Seht,“ sagte sie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr stand, „es steht dem lieben Kinde nicht auf der Stirne geschrieben, was in dieser Welt noch alles über dasselbe verhängt sey. Jetzt lächelt es noch freundlich in die Welt herein; aber es wird die Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen

wird, wie noch Alle, die in die Welt kamen. Darum erzieht es gut, daß es Kraft in sich habe, sich durch die Welt durchzuschlagen. Als meine Mutter mich so auf dem Arme hielt, dachte sie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn sie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angeleitet hätte, so hätte ich meinem Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müssen, und mir wohl gar das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da! Ohne festen Glauben an Gott, an Christus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes, trostloses Leben auf Erde. Pflanzt euren Kindern diesen Glauben daher frühe ein."

Schmerzenreich mußte nun noch jedem der Kinder etwas Schönes zum Andenken schenken, und unbeschenkt wurde nie ein Kind entlassen. Diese Güte und Freundlichkeit, und die schönen Zusprüche ihrer gnädigen Gräfin gingen den Leuten sehr zu Herzen, und die härtesten Männer weinten gleich Kindern. Genovefa's Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihr Wort und Beispiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menschen viel frömmer, und besserten sich augenscheinlich, und in mancher Hütte, in der vorher der Unfriede zu Hause war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der

fromme Bischof sagte oft: „Wenn Gott durch einen Menschen ein großes Heil stiften will, so schickt er ihm große Leiden zu — und ein solches Leiden ist dann gleichsam auch eine der heiligen Weihen, die Gott selbst verleiht. Genovefas Leiden stiften mehr Gutes, als meine Predigten.“

Neunzehntes Kapitel.

Golos Schicksal.

Wann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten sie auch noch den Golo sehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treulosen Diener, und dreifachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er sollte von vier Pferden oder vier Ochsen in vier Stücke zerrissen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin ihm die Todesstrafe geschenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängnisse zu befreien, stand nicht in des Grafen Gewalt. Der Kerkermeister, der den Leuten den Golo zeigen mußte, hatte sehr viel zu thun, und fast den ganzen Tag keine Ruhe. Er that es aber doch gerne. „Kommt nur!“ sagte er zu den Leuten. „Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unschuld und der

Tugend gesehen. Da drunten in Golos Gefängnisse könnt ihr nun das Bild der Sünde und des Lasters sehen."

Er ging mit der Laterne und einem Bunde Schlüssel voraus, die enge steinerne Stiege hinab. Als er die schwere, eiserne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz schauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und sie den Golo sahen, erschraken sie noch mehr. Denn Golo war fürchterlich anzusehen. Das Haar hing ihm wild und zerstreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sein Gesicht war bleich wie eine Wand, und er blickte mit seinen schwarzen Augen scheu und gräßlich umher. Sein böses Gewissen peinigte ihn so, daß er oft ganz wahnsinnig war, fürchterlich brüllte, mit seinen Ketten rasselte, und den Kopf an die Wände stieß. Auch wenn er mehr bei sich selbst war, führte er allerlei seltsame Reden, die einem durch Mark und Bein gingen.

„O Thor! Thor! siebenfacher Thor, der ich war!" schrie er oft. „O wehe dem, der von Gott abweicht, sein Herz bösen Begierden öffnet, und die Stimme seines Gewissens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falsche, eitle, betrügerische Freuden genießen — aber sein Ende ist Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen; aber plötzlich stürzt er in einen Abgrund, den die Blumen

vor seinen Augen verbargen! Wehe, wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt sich einem blühenden Rosenstrauche zu nähern, streckt die Hand nach einer Rose aus — aber plötzlich fährt eine zischende, giftgeschwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umschlingt ihn mit siebenfachen Ringen, und würgt und drosselt und zerfleischt ihn ohne Aufhören mit giftigen Bissen!" —

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das schon oft gesagt hatte: „Ihr Leute! Ist's wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Ist's so, oder hat mir's nur so geträumt? Nein, nein! Es hat mir nicht geträumt. Es ist so, es ist wirklich so. Ich glaubs. Denn hört," fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort, „Gott ist ein furchtbarer Rächer! Er hat sie aus diesem Gefängnisse da errettet, und mich in eben dieses Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da saß sie," sagte er, und schlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaster — „da, auf diesem Boden, wo ich jetzt sitze. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht ist?"

Ein anderes Mal rief er: „Gottlob! Kommt ihr nun einmal, mich abzuholen? Nun, so führt mich denn hinaus zur Richtstätte. Ich gehe gern!" sagte er, und stand auf. „Ich habe eine unschuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — darum muß man mir den Kopf auch abschlagen. Ich habe unschuldiges Blut vergossen — seht ihrs

da, meine Hände sind noch voll Blut — seht ihrs, über und über sind sie blutroth! Seht, die Bäche voll Thränen, die mir aus den Augen fließen, waschen sie nicht mehr weiß. Drum muß ich mein Blut auf der Richtstatt auch verspritzen. Ich thu' es aber gern! Besser unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben, als diese Qual da — da — da drinnen," er zeigte auf die Brust — „noch länger erdulden!"

Zu Zeiten, wann Gewissensangst und Verzweiflung ihn noch mächtiger ergriffen, und ihn ganz außer sich brachten, sah er die Leute, sobald man die Thür geöffnet hatte, starr an, lachte dann fürchterlich, und schrie: „So! bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der bösen Lust betrügen lassen, und ihr habt die Unschuld auch verführt? Wie, laßt mir eure Hände sehen, ob keine Thränen einer unglücklichen Mutter daran hängen, oder kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet sie mir nicht her — ihr getraut euch nicht, sie mir zu zeigen? — Jetzt weiß ich's," schrie er dann fürchterlich, „es ist so! Eure Hände sind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr seyd Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht," fuhr er fort, und rückte auf die Seite, „seht, da, da ist künftig euer Platz. Alle diese Verbrecher gehören zu mir herein." — —

Da fingen die erschrockenen Kinder an, laut zu

schreien, und verbargen das Gesicht in die Kleider ihrer Mütter; jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen sich heilig vor, das Herz vor solchen Sünden rein zu bewahren, die den Menschen in ein solches Elend stürzen können; und mancher Mann und manche Frau sagten laut: „Lieber wollte ich in der Wildniß mich von Wurzeln und Kräutern nähren, und unschuldig seyn, wie Genovefa — als so wie Golo in einem gräflichen Schlosse im Ueberfluß leben, und ein böses Gewissen haben, und ein solches Ende nehmen.“

„Da habt Ihr Recht!“ sagte der Kerkermeister, indem er die eiserne Thüre zuschloß; „und wenn das Lasterleben auf dieser Welt auch nicht immer ein so schlimmes Ende nimmt, so ist es doch gewiß der Anfang unendlich größerer Leiden in jener Welt.“

In diesem verzweiflungsvollen Zustande lebte Golo viele Jahre, und ob sein Tod tröstlicher war, weiß man nicht. Man sagt, er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm sein Recht endlich noch angethan habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Andenken an Genovefa.

Nachdem die Kinder Genovefen, Schmerzenreich und Golo gesehen hatten, wollten sie — wie nun die Kinder einmal sind! — auch noch die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen schönen Stall bauen lassen. Sie lief frei in dem Schloßhofe herum; ja sie kam wohl auch in das Schloß, und die Stiege herauf, bis vor Genovefas Zimmer, und war da nicht wegzubringen, bis man sie auf einige Augenblicke hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute, und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu Leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem schönen Thiere, gaben ihm Brod, und streichelten es, und die Mütter sagten: „Mein Gott! wenn dieses Thier nicht gewesen wäre, so wären unsre liebe Gräfin und unser lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ — „Darum soll man kein Thier plagen!“ sagte die Magd, die das treue Thier zu verpflegen hatte. „Wenn wir den Ochsen nicht hätten, den wir vor den Pflug spannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, so ging es uns wohl eben so schlimm, als es der lieben Gräfin ohne Hirschkuh in der Wildniß gegangen wäre. Ja die

Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wildniß für uns! Man sähe da wenig gebaute Aecker, und die schönsten Wiesen würden uns nichts helfen. Darum plagt euer Vieh nicht, und laßt uns Gott auch für diese Wohlthat danken."

Wie lange Genovefa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem schönen, stillen Frühlings-Abende nach einem schweren Gewitter, das glücklich vorüberzog; und ihr Tod war wie der schöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr letzter Strahl — nicht erlischt — sondern nur sich unsern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.

Bei ihrem Leichenbegängnisse fanden sich unzählige Menschen ein, und alle vergossen an ihrem Grabe heiße Zähren, die heißesten aber Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh legte sich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon. Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte sie gar nichts an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf ließ Genovefen ein prächtiges Grabmahl aus weißem Marmor errichten, an dem ganz unten auch die Hirschkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefas Bitte eine Einsiedelei anlegen lassen. Rechts neben Genovefas Höhle stand die Kapelle. Der fromme Bischof Hildolf weihte sie ein, und das Volk nannte sie Frauenkirchen. Genovefas Geschichte war zierlich und schön an den Wänden abgemalt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem so viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erst nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar gestellt. Zur andern Seite der Höhle war die Zelle des Einsiedlers, nebst einem zierlichen Gärtchen, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menschen kamen immer dahin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gekniet, und die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte ihre Geschichte, und ermahnte Groß und Klein, ihrem schönen Beispiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige, und nach beinahe hundert Jahren rühmten sich noch alte, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa gesehen!" und sie erzählten nun den horchenden Enkeln und Urenkeln, was Genovefa ihnen gesagt habe.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben bloß Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa

gemacht hatten, ward jedoch geschleift, und es sind, außer einem kleinen [illegible] gar nichts, nicht weit vom Schlosse, einige Trümmer davon zu sehen. Allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa war dauerhafter und unzerstörbarer, als jene feste Mauern. Keine Macht der Zeit konnte ihr Gedächtniß von der Erde vertilgen, und manche [illegible] und Jungfrau führet zum Andenken an sie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!

Erstes Kapitel.

Der Jüngling in der Fremde.

An einem schönen Frühlingsmorgen wanderte Anselmo, ein adeliger Jüngling von sechzehn Jahren, am Gestade des Meeres hin. Er kam von Salerno, wo sich damals die berühmteste hohe Schule Italiens befand, und wollte die Osterfeiertage auf seinem väterlichen Stammschlosse zubringen. Die Erde prangte im vollen Schmucke des Frühlings, der sich in dem herrlichen Italien um einen Monat früher einstellt, als bei uns; das Meer schimmerte im Purpurglanze der aufgehenden Sonne. Anselmo's Herz glühte von Andacht; er konnte sich nicht enthalten, nieder zu knien, und den Schöpfer aller dieser Wunder — der Sonne, des Himmels, der Erde, und des Meeres anzubeten.

Anselmo blieb lange so knien, stand dann plötzlich auf und eilte mit schnellen Schritten weiter. Er gedachte der Freude, seine geliebten Eltern wieder zu sehen. Seine Eltern waren von altem Adel; allein ihre schönen, ansehnlichen Güter hatten durch den Krieg sehr gelitten, und ihre Vermögensumstände waren daher gegenwärtig ziemlich be-

schränkt. Was sie aber ihrem Sohne geben konnten, und was mehr ist, als alle Reichthümer der Welt, das gaben sie ihm — eine vortreffliche Erziehung. Von seiner zartesten Kindheit an lehrten sie ihn Gott kennen und lieben, auf Ihn vertrauen und seine ganze Seligkeit in Ihm suchen. Sie ließen den talentreichen Jüngling Alles lernen, was sie für seinen Stand als nöthig oder auch nur als zur Zierde gereichend erachteten. Sie hatten ihn auf die hohe Schule geschickt, und sich gar Manches versagt, damit er dort seinem Stande gemäß leben könne. Er vermied deßhalb jeden unnöthigen Aufwand, lebte sehr sparsam und zurückgezogen, und nahm an den mancherlei kostspieligen Vergnügungen, wozu ihn die studirenden Jünglinge von Adel einluden, keinen Theil. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß seine Kasse nicht so gut bestellt sey, wie die ihrige, und es war ihm sehr lieb, eine so gültige Entschuldigung zu haben, und seine Zeit einzig seinen Studien widmen zu können. Um seinen Eltern eine Ausgabe zu ersparen, machte er auch diese seine Reise nach Hause nicht zu Pferd oder zu Wagen, sondern zu Fuß, und fand eine solche Fußreise für einen rüstigen Jüngling sehr angenehm.

Der Weg führte ihn jetzt durch laubreiche Lorbeer-Gebüsche, und bog um eine Felsenecke. Da sah er ganz unerwartet ein Schiff, das hier vor

Anker lag. Einige Männer, mit schwarzgelben Gesichtern und in fremder, seltsamer Tracht, schöpften an einer Quelle, die aus dem Felsen hervorbrach, Wasser. Sie waren Seeräuber aus Algier. Kaum hatten diese rohen Menschen den zarten Jüngling erblickt, so sprangen sie auf ihn zu, wie grimmige Tiger auf ein schuldloses Lamm, ergriffen ihn, schleppten ihn auf das Schiff, beraubten ihn seiner schönen Kleider, zogen ihm Sklavenkleider von grobem Sacktuche an, setzten ihm einen flachen Hut von Binsen auf, fesselten ihm Hände und Füße mit Ketten, und gesellten ihn den übrigen gefangenen Christen im Schiffe bei, die von ihnen bereits zu Wasser und zu Land geraubt worden. Diese Christen begrüßten den edlen, lieblichen Jüngling mit lautem Jammer, und Einige aus ihnen vergossen über sein und ihr eigenes trauriges Schicksal reichliche Thränen.

Nachdem Anselmo sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, faltete er seine gefesselten Hände, und richtete seine Blicke zum Himmel. Seine Empfindungen waren so mächtig, daß er laut betete: „O Du guter, Du großer allmächtiger Gott, der Du den Himmel, die Erde und das Meer erschaffen hast! Du hast dieses Leiden über mich kommen lassen! Gieb mir Deine Gnade, daß ich, in Deinen Willen ergeben bleibe, in dieser Prüfung bestehe, und von Dir bewährt erfunden werde. Tröste Du

meine lieben Eltern und Geschwister! Ach, die guten Eltern erwarten mich morgen Abends; sie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schwester entgegen kommen. O wie bekümmert werden sie seyn, da ich nicht eintreffe, da sie nicht wissen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforschen, was aus mir geworden sey, vergebens seyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebster Vater im Himmel, Du werdest mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdest meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verlässest Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felsen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer versinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht."

Den übrigen Gefangenen, die meistens Italiener waren, ihn verstanden und ihn so beten hörten, ging sein frommes Vertrauen auf Gott sehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er reisen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geschichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und ansehnlich von Gestalt, dem Anselmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, sehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als arm und Waise, seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erst kürzlich eine Beamtenstelle erhalten habe, und eben

jetzt zu Schiffe seine Braut abholen wollte. „Allein,“ sprach er, „anstatt des sanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden sollte, muß ich nun diese Ketten tragen!“ Ein junger Schiffer beklagte nur seine alten hülflosen Eltern, die er mit seinem gefahrvollen, mühsamen Berufe bisher ernährt hatte. „Ach,“ seufzte er, „nun sind sie dem äußersten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fischer, ein schon etwas ältlicher Mann, war der Traurigste aus Allen. Er saß, stillschweigend und in sich versunken, am äußersten Ende des Schiffes. Er stützte den Kopf in die Hand, und stille Thränen floßen über seine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern, und war höchst bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anselmo näherte sich ihm, nahm ihn liebreich bei der Hand, sprach mit ihm von Gottes heiliger Vorsehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Besten lenke, und daß Gott Sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waisen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der Anblick des schönen adeligen Jünglings, seine weisen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, seine Heiterkeit in seinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen frischen Muth. Der trauernde Fischer stand auf und sagte: „Der liebe Gott hat

uns diesen Jüngling hergesendet, uns zu trösten. Wir wollen, wie er, unser Vertrauen auf Gott setzen! Ich hoffe nun auch, Gott werde unsere Ketten uns zum Segen gereichen lassen!"

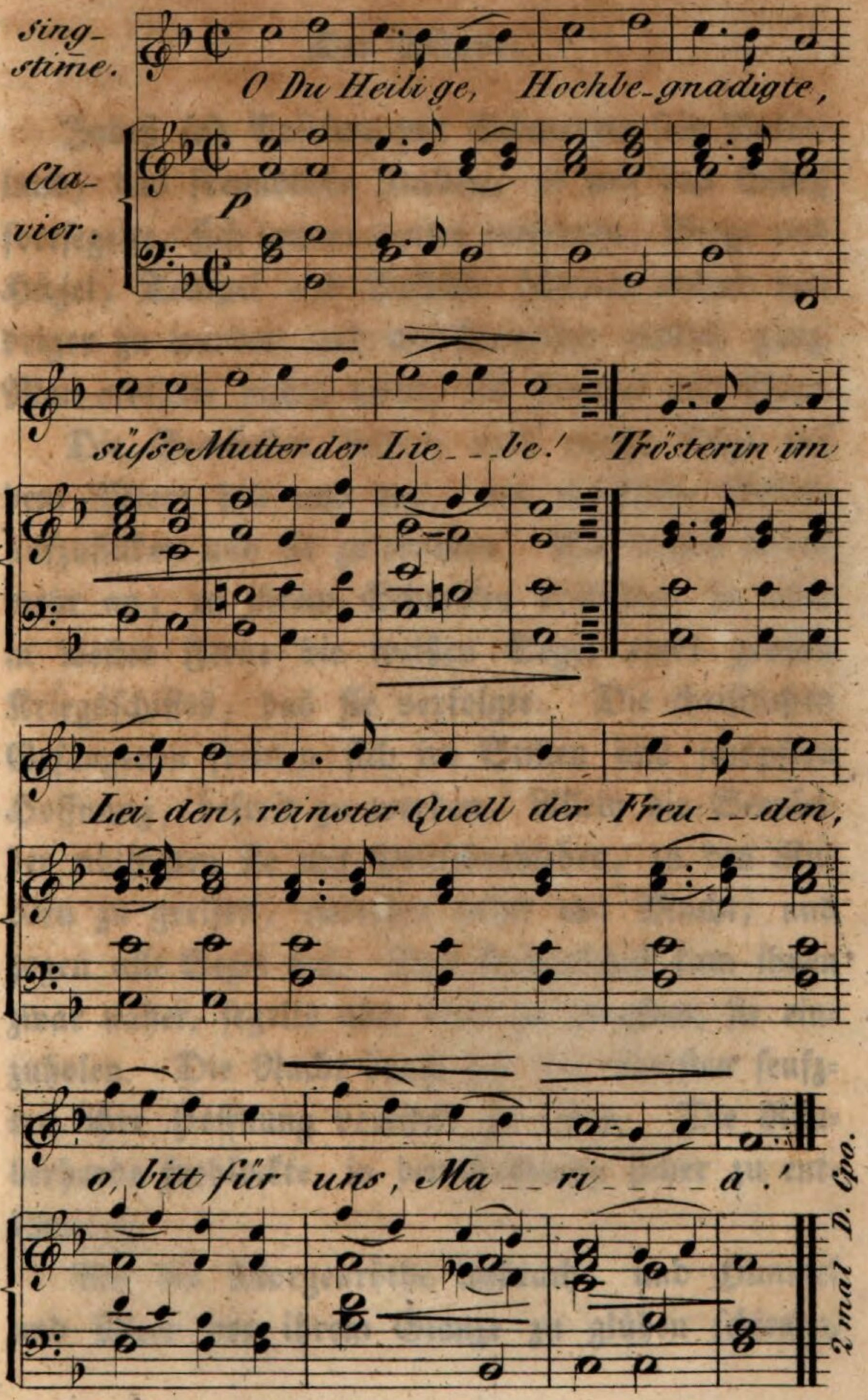
Der junge Schiffer stimmte das schöne sicilianische Schifferlied an, das wegen seiner einfachen, sanften Melodie so berühmt ist; und da alle Gefangene auf dem Schiffe Christen waren, so stimmten sie in den Gesang mit ein, und wählten aus dem Liede vorzüglich jene Strophen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Leiden Trost gewährten. Sie sangen:

O Du Heilige,
Hochbegnadigte,
Süße Mutter der Liebe!
Trösterin im Leiden,
Reinster Quell der Freuden,
O, bitt für uns, Maria!

O Geduldige,
Gottergebene,
Auf dem Nachtpfad des Lebens;
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unsers Erlösers!
Tröstend uns begleite —
In dem letzten Streite
O, bitt für uns, Maria!

An die heiligste Jungfrau.



Zweites Kapitel.

Der Sklave.

Indeß sah Anselmo mit Schmerzen sein Vaterland, das freundliche Italien, so wie das Schiff fortsegelte, sich immer weiter entfernen; Berge und Hügel, Tempel und Palläste schienen immer niedriger zu werden und verschwanden endlich ganz. Man erblickte nichts mehr, als Himmel und Meer.

Die Seeräuber fuhren noch einige Tage auf dem Meere hin und her, um christliche Schiffe aufzufinden und sie zu erobern. Sie trafen keines mehr an; zu ihrem Schrecken erblickten sie aber in weiter Ferne die weißen Segel eines großen Kriegsschiffes, das sie verfolgte. Die christlichen Gefangenen freuten sich im Stillen und schöpften Hoffnung, befreit zu werden. Allein die Seeräuber nöthigten sie mit Peitschenhieben, zu den Rudern zu greifen, ruderten selbst mit Macht, und zogen alle Segel auf. Das Kriegsschiff kam ihnen zwar näher, segelte aber doch zu langsam, sie einzuholen. Die Nacht brach ein, die Christen seufzten, ihre Hoffnung vereitelt zu sehen. Die Räuberhorde frohlockte, in der Hoffnung sicher zu entkommen.

Als die Morgenröthe anbrach, und Himmel und Meer von ihrem Glanze zu glühen schienen,

sah man nichts mehr von dem Kriegsschiffe. Anselmo, der schon gemeint hatte, sein Gebet um Befreiung sey erhört, war sehr bestürzt und konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Allein er faßte sich wieder und sprach zu seinen Mitgefangenen: „Wenn Gott unsere vertrauenden Gebete auch nicht sogleich erhört, so läßt Er sie doch nicht unerhört. Er allein weiß dazu die rechte Zeit zu bestimmen; die Stunde kommt gewiß, da Er mich und Euch, meine Unglücksgefährten! aus den Händen dieser Ungläubigen erretten wird.

Ehe eine Stunde vergangen war, sahen sie die große Stadt Algier von dem Glanze der Morgensonne beleuchtet, gleichsam aus dem Meere emporsteigen. Da die Stadt an dem Abhange eines Berges, Straße über Straße erbaut ist, so kam nach und nach eine Reihe von Häusern nach der andern zum Vorschein. Die Tempel der Türken, Moscheen genannt, auf denen nicht das Zeichen des Kreuzes, sondern der Halbmond, das Zeichen der Türken, im Sonnenglanze blinkte, waren für den frommen Anselmo ein trauriger Anblick.

Das Schiff landete, die Gefangenen wurden ausgeschifft, und nach einer kurzen Rast durch die engen, schmutzigen Straßen der Stadt auf den großen Marktplatz geführt. Hier wurden sie, wie das Vieh auf einem Viehmarkte, zur Schau ausgestellt und verkauft. Zuerst lief bloß eine Schaar

vom niedrigsten Volke, lauter lumpiges Gesindel, zusammen, begaffte die gefangenen Christen, und verhöhnte und verspottete sie mit lautem Gelächter und allen erdenklichen Schimpfnamen. Nach und nach fanden sich mehrere wohlhabende Einwohner der Stadt ein. Sie durchgingen die Reihe der Gefangenen, und beschauten einen nach dem andern, wie Pferde, die man kaufen will. Auf dem Platze lagen große Steine und Balken in Bereitschaft, an denen man die Stärke der Sklaven, die man zum Verkauf ausbot, zu prüfen pflegte. Die Türken befahlen ihnen, sie aufzuheben und in der Straße auf und ab zu tragen, und handelten dann sehr eifrig um den Kaufpreis. Mancher Kauf wurde geschlossen. Der Rechtsgelehrte, der junge Schiffer und noch Andere wurden zu hohen Preisen verkauft. Anselmo, der keinen der schweren Steine aufzuheben vermochte, wurde verlacht. Die Käufer fanden den zarten Jüngling zur Sklavenarbeit zu schwach, und gingen verächtlich an ihm vorüber.

In einiger Entfernung stand ein alter Jude, mit einem Gesichte voll Runzeln, und sah dem Verkaufe, wie es schien, sehr gleichgültig zu. Er war ganz schwarz gekleidet, hatte einen schneeweißen Bart, und trug auf dem Kopfe einen dreispitzigen Hut. Nachdem Alle, bis auf Anselmo verkauft waren, trat er näher, setzte seine Brille

auf, betrachtete ihn kopfschüttelnd, ließ sich seine Hände zeigen, und tadelte, daß sie so weich und der Arbeit ungewohnt seyen. „Aber etwas," sagte der Jude in italienischer Sprache, „wirst du doch gelernt haben? Sag' einmal an, worauf hast du dich verlegt?" Anselmo glaubte in der Lage, in der er sich nun einmal befand, und die er sich zu erleichtern wünschte, seine Talente nicht verheimlichen zu müssen. Er sagte, daß er sich vorzüglich in schriftlichen Arbeiten geübt habe, und sowohl italienische als französische Briefe zu schreiben wisse. „Hum, hum," sagte der Jude; „das wäre etwas; aber was verstehst du weiter?" Anselmo sagte, er verstehe lateinisch und griechisch. „O weh," sagte der Jude, „das ist nichts für die Türken; dergleichen Waare können wir hier zu Lande nicht brauchen. Kannst du sonst nichts mehr?" Anselmo sagte, er könne singen und die Laute spielen. „Schade," sagte der Jude, „daß wir nicht sogleich eine Laute bei der Hand haben. Singe aber einmal ein hübsches Liedchen. Laß dich einmal hören!" Anselmo, der eine ganz ungemein liebliche Stimme und einen vortrefflichen, meisterhaften Vortrag im Gesange hatte, zwang sich zu singen. „Je nun," sagte der Jude, „das wäre eben nicht so übel." Er bot drei Goldstücke für Anselmo, und stieg nach langem Handeln bis auf zehn. Da die Verkäufer noch mehr forderten, und

noch immer nicht einschlugen, zückte er die Achseln, wendete sich und ging. Sie riefen ihn aber zurück, und überließen ihm den edlen Jüngling für die zehn Goldstücke. Es schmerzte Anselmo, in Vergleich mit den übrigen Sklaven, so wohlfeilen Preises verkauft zu werden. Allein er tröstete sich mit dem Gedanken: „Für einige Silberstücke von geringem Werthe wurde der ägyptische Joseph, ja Christus selbst verkauft; Josephs Verkauf diente aber am Ende doch ihm und vielen Menschen zum Segen. Christi schmählicher Verkauf gereichte zum Heile der Welt. Vielleicht wird, unter Gottes Leitung, auch aus meinem Verkaufe noch etwas Gutes erfolgen."

Der Jude, Namens Jussuph, war ein Kaufmann, und trieb den Sklavenhandel nur so nebenher. Sklaven, die nur zu gemeinen, rohen Arbeiten taugten, zu kaufen, damit gab er sich gar nicht ab. Er verstand es, geschickte junge Leute auszusuchen, die sich zu bessern Diensten, wozu mehr Einsicht und Gewandheit gehört, verwenden ließen. Auch kaufte er fast immer sehr wohlfeil ein, und wußte sehr theuer zu verkaufen. An Anselmo hoffte er wohl etwas zu gewinnen.

Als er mit Anselmo nach Hause kam, sprach er zu seinem Buchhalter: „Die edle, feine adelige Gestalt des hübschen Jünglings, der Verstand, den ich in seinen Augen zu bemerken glaube, der An-

stand, der, trotz seines Sklavenkittels, eine edle Abkunft verräth, geben mir Hoffnung, ihn als Diener oder Aufwärter, als eine Art von Edelknaben bei einer vornehmen Herrschaft anzubringen."

Jussuph befahl, den Anselmo zu einem Lautenhändler zu führen. „Suche dir dort," sprach er zu ihm, „die zierlichste und wohlklingendste Laute aus." „Du aber," schärfte er dem Diener ein, der Anselmo begleiten mußte, „du handle auf das Allergenaueste um den Preis." Anselmo brachte eine treffliche Laute, und Jussuph befahl ihm: „Nun spiele und singe."

Anselmo fand es für gut, eine Stelle aus den Psalmen zu wählen, von denen er viele auswendig wußte. Er sang und spielte:

„An den Flüssen Babylons
Saßen wir und weinten,
Wenn wir an Sion dachten;
Unsre Harfen hingen
Dort an Trauerweiden.
Ach, Die uns gefangen hielten,
Forderten von uns Gesang,
Sprachen: „Singet uns Gesänge Sions!"
Ach, wie könnten wir das Lied des Herrn
In dem fremden Lande singen?
O Jerusalem, vergeß ich dein,
So möge meine Rechte
Des Saitenspiels vergessen,
So klebe, statt daß ich singe,
Die Zunge mir am Gaumen."

Jussuph ward sehr gerührt und hatte Thränen in den Augen. „O das ist schön," rief er, „das ist sehr schön! Das geht zu Herzen. Ach, wir Israeliten alle leben auch, wie einst unsre Väter unter den Trauerweiden Babylons, fern von unserm Vaterlande, ja wir sind gar in die weite Welt zerstreut!"

„Wir Menschen alle," sprach Anselmo, „leben hier auf Erden wie in einem fremden Lande; unser einziges, rechtes Vaterland ist der Himmel."

„Da hast du Recht," sagte Jussuph; „das ist wahr, ganz wahr. Du führest sehr weise Reden. Ich hätte nicht gedacht, daß du in unsern heiligen Gesängen so bewandert seyest, und ihren tiefern Sinn so gut verstehest. Nun ist es mir noch einmal so lieb, daß ich dich gekauft habe. — Auch deine Manier zu singen ist, so viel ich davon verstehe, sehr gut. Sie wird dich rekommandiren; sie wird dir eine gute Stelle verschaffen!" — „Und," dachte er, „mir Vieles einbringen!"

Jussuph verkaufte aber Anselmo nicht sogleich. Er wollte, wie er es schon mit vielen Sklaven gemacht hatte, ihn erst etwas an die Sitten und Lebensart der Türken gewöhnen, und besonders ihn mit der Landessprache bekannt machen, damit er mit seiner künftigen Herrschaft reden könne, ihre Befehle verstehe und dieselben genau vollziehen möge. Er selbst gab ihm Unterricht in der tür-

kischen Sprache und erstaunte über dessen Fortschritte.

Wer mit Jussuph bloß Handelsgeschäfte abzumachen hatte, hielt ihn für einen sehr genauen, kargen Mann, der Alles bis auf einen Heller austüpfelte. Sonst aber war er gar nicht knickerig, sondern vielmehr freigebig und wohlthätig. Die Speisen, die er dem jungen Anselmo reichen ließ, waren nach Landesart gut; sie bestanden aus Reis mit Lammfleisch, Datteln und Oliven, und hie und da gab er ihm auch ein Stück von einer gemästeten Gans. Freilich war auch einiger Eigennutz dabei. „Denn," sagte Jussuph, „der Bursche soll sein feines, gedeihliches Aussehen nicht verlieren, um desto verkäuflicher zu seyn." Die Kammer, die Jussuph ihm zum Aufenthalte einräumte, war eine der besten im Hause; allein da sie bloß für Sklaven bestimmt war, so hatte sie dennoch ein düsteres, unfreundliches Aussehen. Es kam den adeligen Jüngling hart an, sich daran zu gewöhnen, indem er bisher immer nur helle, freundliche, zierlich eingerichtete Zimmer bewohnt hatte. Er mußte, weil er sehr schön schrieb, eine Menge Conto und Rechnungen abschreiben, und bedauerte die Zeit, die er auf der hohen Schule besser zum Studiren hätte verwenden können. Manchmal mußte er Tage lang bei dem Aus- und Einpacken der Waaren helfen, wobei er manchen Schweißtropfen

vergoß. Und so war noch Vieles, das ihm schwer fiel. Er nahm aber alle diese Leiden von Gott an, und trug sie mit Geduld. Er war immer heiter und fröhlich, wie ein Engel Gottes.

Drittes Kapitel.

Die türkische Familie.

Nachdem ein Jahr verflossen war, kam Jussuph eines Tages sehr vergnügt nach Hause, schmunzelte, rieb sich die Hände und sprach zu Anselmo: „Ich denke, dir Glück wünschen zu dürfen; ich habe einen ganz vortrefflichen Platz für dich ausfindig gemacht. Ich zweifle nicht, du werdest dich glücklich schätzen, und man werde auch mit dir höchlich zufrieden seyn.“

Er versah ihn mit sehr feinen Kleidern von solchen Farben, die gut in die Augen fielen, befahl ihm, seine Laute mitzunehmen, und führte ihn in ein Haus der Stadt, das einem Pallaste glich. Ein zierlich gekleideter Diener meldete beide, kam bald wieder zurück, und wies sie in ein prächtiges Zimmer.

Der Herr des Hauses, ein Türke von ansehnlicher Gestalt und lebhafter, blühender Gesichts-

farbe, in prachtvoller türkischer Kleidung, saß auf einem reich gestickten Sopha, vor dem ein bunter Teppich ausgebreitet lag. Er rauchte aus einer schönen, mit einem zwei Ellen langen Rohre versehenen Pfeife lieblich duftenden Tabak; auf einem niedrigen Tischchen neben ihm stand, in herrlichen Porzellangeschirren, Kaffee.

„Man hat mir gesagt," sprach der Türke zu Anselmo, „du seyest ein guter Sänger und Lautenspieler. Laß deine Kunst einmal hören!" Anselmo sagte bescheiden: „In der Sprache dieses Landes weiß ich nicht zu singen. Ich kann nur italienische Lieder." „Auch gut," sagte der Türke, „singe und spiele, was du am besten verstehst." Anselmo, der sich aus dem milden Italien in das heiße Afrika versetzt sah, und unter den Gefangenen in Algier auch Menschen aus dem kalten Erdstriche kennen gelernt hatte, sang:

Gott, aller Menschen Vater, hält
In Seiner Vaterhand die Welt,
Gibt auf dem ganzen Erdenrund
Den Menschen Seine Liebe kund!
Der Mohr bei heißer Sonnenglut
Vergnügt im Palmenschatten ruht;
Dem Mann' am Schnee-bedeckten Pol
Ist's bei dem Feuerheerde wohl.

O möchten Alle hier und dort,
Im heißen Süd, im kalten Nord,
Des Einen Vaters Liebe kennen!

O möchten Alle nah und fern,
Doch ihren Schöpfer, Gott und Herrn
Voll Liebe ihren Vater nennen!

Der Türke hörte aufmerksam zu, rauchte mit großem Wohlbehagen seine Pfeife, nickte öfter wohlgefällig mit dem Kopfe, und sprach zu Ende des Gesanges: „Bravo! Du übertriffst meine Erwartung. Ich denke, mit deinen übrigen Kenntnissen, die mir Jussuph gerühmt hat, werde es eben so gut bestellt seyn.“ Er that mehrere Fragen an ihn, und war mit Anselmo's Antworten zufrieden. „Gut,“ sagte er; „ich glaube dir! Ich zweifle nicht, daß du die Geschicklichkeiten, die ich fordere, wirklich besitzest.“

Er stand auf, und ging in ein Nebenzimmer, dessen Thüre halb geöffnet war. Man hörte, daß er mit Jemandem rede, konnte jedoch nicht verstehen, wovon. Nach einer Weile trat er wieder heraus, und zählte dem erfreuten Jussuph hundert Goldstücke auf den Tisch. Jussuph strich sich, während des Zählens beständig schmunzelnd, den Bart, und strich dann das Gold höchst entzückt in den mitgebrachten ledernen Seckel. „Eure Herrlichkeit,“ sagte er zu dem Türken, „werden mit dem Handel zufrieden seyn; und du, Anselmo, wirst durch deine Aufführung sicher beweisen, daß du des Goldes werth seyest! Lebet wohl! Der Gott meiner Väter behüte euch!“

Der Türke, bei dem nun Anselmo in Diensten

stand, hieß Achmed, und war ein überaus reicher Kaufherr, der sehr weit ausgebreitete Handelsgeschäfte machte, auch in der Stadt eine ansehnliche Würde bekleidete. Er sagte, daß er Anselmo vorzüglich bei seinem Briefwechsel mit Italien und Frankreich benützen werde, und nannte ihm die übrigen Geschäfte, die er künftig im Hause zu besorgen habe. Unter andern mußte er bei Tische den Aufwärter machen. Da es bald Zeit zum Mittagessen war, so befahl ihm Achmed, sogleich die Tafel zu decken, welches Geschäft er sehr nett und zierlich verrichtete.

Bei der Tafel erschienen nur vier Personen, Achmed, seine Frau Fatime, und seine zwei Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von sechs Jahren. Die Frau, die jetzt den Schleier, der ihr Angesicht verhüllte, zurück schlug, war von ausnehmender Schönheit. Die Kinder, die sehr artig und liebenswürdig schienen, grüßten den fremden Jüngling sehr freundlich und betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit. Anselmo versah den Dienst eines Aufwärters mit vielem Anstand; er verstand jeden Wink, ja Manches hatte er, bevor man es ihm befahl, schon gethan. Gegen Ende der Mahlzeit sprach Achmed: „So gut, so schnell und flink wurden wir bei Tische noch nie bedient.“

Die Frau hatte vorhin in dem Nebenzimmer dem Gesange und Lautenspiele Anselmo's zugehört.

„Du singest und spielest sehr schön," sprach sie zu ihm; „ich möchte noch eines deiner schönen Lieder hören." Anselmo holte seine Laute, und da er die Liebe dieser Eltern zu ihren Kindern, und die Liebe der zwei Kinder zu ihren Eltern mit Rührung bemerkt hatte, so sang er italienisch:

Wo je ein gutes Elternpaar
Die Kinder herzlich liebt,
Wo der liebvollen Kinder Schaar
Die Eltern froh umgibt;
Da segnet sie des Höchsten Blick,
Und schenket ihnen Heil und Glück.

Kein Vater, keine Mutter hat
Je so geliebt, wie Er;
Der liebe Gott liebt in der That
Uns noch unendlich mehr!
Die Liebe, die ihr Herz erfüllt,
Aus Gottes Vaterherzen quillt.

Mehr noch, als es die Eltern sind,
Ist Gott der Liebe werth;
O liebt Ihn, wie ein gutes Kind
Die Eltern liebt und ehrt!
Dann wird die Welt ein Himmelreich —
Die Menschen werden Engeln gleich.

Herr und Frau hörten mit Vergnügen zu. Die Kinder waren ganz entzückt. „Das Liedchen ist wunderschön," sagte der Knabe; „nur Schade, daß man kein Wort davon versteht!" „Ich möchte auch so schön singen lernen!" sagte das Mädchen. „Und ich," rief der Knabe, „will die Laute dazu

spielen lernen.“ „O,“ rief das Mädchen, „das mag wohl sehr schwer seyn! Das Singen ist leichter; ich kann schon ein wenig singen.“ Sie fing an mit ihrem zarten Stimmchen ein türkisches Liedchen zu singen. „Gut, gut,“ sprach der Vater; „Anselmo soll euch Unterricht geben.“ Die Kinder freuten sich, und Anselmo versicherte, daß er es mit Vergnügen thun werde. Beide Kinder gewannen ihn bald sehr lieb. Das gefiel den Eltern sehr wohl, und erwarb dem guten Anselmo ihre volle Zufriedenheit und ihr vorzügliches Vertrauen.

Viertes Kapitel.

Der Löwe.

Nach einigen Wochen reiste Achmed mit seiner Familie auf sein Landgut. Anselmo mußte sie begleiten. Das schöne Gut lag weit hinein im Lande, nahe an dem Gebirge. Achmed hatte hier ein großes Haus mit einem Garten, der einem Paradiese glich. Reiche Blumenbeete von allen Farben gewährten einen entzückenden Anblick; lange Reihen von Bäumen prangten mit Pomeranzen, Granatäpfeln, Feigen und andern köstlichen Früchten. Aus dem Garten kam man in schöne Maulbeerpflanzun-

gen, worauf sich die Seidenraupen ohne Menschenpflege nährten, und ihre Gespinnste, gleich goldenen Früchten, an den Baumzweigen aufhängten. Man sah da Weinstöcke, die an Ulmen und ähnlichen Bäumen hoch empor wuchsen, sich von Baum zu Baum schlangen, und die Bäume mit den herrlichsten Trauben schmückten, als hätten diese Waldbäume so köstliche Früchte hervorgebracht. Weiterhin befand sich ein ganzer Wald von Olivenbäumen, der zu dem Landgute gehörte. Mehrere Sklaven waren eben emsig beschäftigt, die Oliven zu sammeln, aus denen das beste Baumöhl gepreßt wurde.

Achmed ging Abends, da sich die Tageshitze etwas abgekühlt hatte, mit seiner Frau, den zwei Kindern und Anselmo hinaus, um die Arbeiter zu besuchen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die müden Arbeiter saßen in einiger Entfernung vom Olivenwalde bei ihrem Abendessen. Einige Schritte weiterhin hatten sie ein Feuer aufgeschürt, bei dem sie gekocht hatten, das aber jetzt in Glut gesunken war, und kaum mehr ein wenig rauchte. Achmed und Fatime gingen noch eine kleine Strecke weiter, um das Gebirge zu betrachten, dessen hohe Gipfel und Zedernbäume, obwohl es im Thale bereits dunkel wurde, noch im Abendrothe glühten. Die zwei Kinder liefen auf der grünen Ebene umher. Der Knabe belauschte einen Vogel, der aus

einem Busche sein Abendlied ertönen ließ. Das Mädchen hatte sich einem Strauche genähert, um welchen einige Insekten flogen, die viel schöner und heller als Johanniskäferchen glänzten, und dem Kinde fliegende Diamanten schienen. Da kam plötzlich ein furchtbarer Löwe, mit sträubender Mähne und weit aufgesperrtem Rachen von dem Gebirge her. Alle flohen entsetzt und todtenblaß dem Landhause zu. Die kleine Almire konnte nicht so schnell laufen, blieb zurück, und das grimmige Raubthier war ihr schon sehr nahe. Allein Anselmo ergriff, schnell entschlossen, ein noch glühendes Scheit von der Feuerstätte, schwang es im Kreise, daß es aufs Neue anfing heller zu glühen, Funken zu sprühen, und mit heftig lodernden Flammen zu brennen. So ging er, indem er ein feuriges Rad vor sich herschlug, dem furchtbaren Raubthiere kühn entgegen. Er wußte, daß dergleichen Thiere das Feuer scheuen. Der Löwe stutzte, blieb stehen, schüttelte drohend die Mähne, stieß ein Gebrüll aus, das gleich einem Donner von den Bergen wiederhallte; ging aber dennoch, den kühnen Jüngling immer mit funkelnden Augen anblickend, einige Schritte rückwärts. Der ergrimmte Löwe blieb noch einmal stehen, brüllte noch furchtbarer, und stand wie zum Sprunge bereitet. Anselmo ließ sich nicht schrecken, und ging mit seiner feurigen Waffe auf ihn zu. Der Löwe wich, blieb zum

dritten Male stehen, wandte sich endlich, trabte dem Gebirge zu, und verschwand in dem Dunkel der einbrechenden Nacht.

Almire hatte indeß ihre Mutter erreicht, die auf das Jammergeschrei des Kindes sich wieder umgewandt, aber, von Schrecken wie gelähmt, vergebens versucht hatte, dem Kinde zu Hülfe zu kommen, obwohl sie ihm nicht hätte helfen können. Almire sank der Mutter ohnmächtig in die Arme. Die Mutter schloß sie an die Brust, und benetzte das blasse Angesicht des Kindes mit heißen Mutterthränen. Der Vater blickte dankend zum Himmel auf, und umarmte voll der innigsten Rührung Anselmo. Der kleine Aladin streichelte seiner kleinen Schwester liebreich die Wangen, und sagte: „Gott sey Dank, daß du lebendig davon gekommen bist. Wenn Anselmo nicht gewesen wäre, so hätte der Löwe dich gefressen und ich hätte mich zu Tode geweint!“ Vater und Mutter bewunderten und lobten Anselmo's Heldenmuth. Er aber schätzte sich höchst glücklich, dem guten Kinde das Leben gerettet zu haben. Sobald er auf sein kleines Schlafkämmerlein kam, dankte er Gott auf den Knien, daß Er ihm Muth und Kraft gegeben habe, ein Menschenleben zu retten.

Fünftes Kapitel.

Die angebotene Belohnung.

In seinem Leben schlief Anselmo noch nie so gut, wie diese Nacht; noch nie stand er so heiter auf als am folgenden Morgen, weil ihm am Tage zuvor eine so edle That gelungen war. Er begab sich in den Garten, und sah die Sonne aufgehen. Es war ihm, die Sonne sey ihm noch nie so schön aufgegangen. Der Himmel erschien ihm noch nie so schön blau. Die Farben der Blumen kamen ihm frischer und lebhafter vor, jeder Thautropfen schien heller zu funkeln. Alles umher verkündete ihm freundlicher als je die Freundlichkeit und Güte Gottes. Noch nie konnte er so aus dem Herzen beten. Sein Gebet erhob sich mit den Düften der Blumen zum Himmel.

Er ging nunmehr an sein Tagewerk und pflückte Blumen in einen Korb, mit denen er die Blumengeschirre in dem Speisesaale zu füllen hatte. Da kam Achmed, sein Herr, in den Garten, und wünschte ihm aufs freundlichste guten Morgen. „Komm mit mir junger Held!" sagte er; „ich habe Wichtiges mit dir zu reden!"

Er nahm ihn liebreich bei der Hand, führte ihn in eine Allee von Bäumen, und ging da mit ihm auf und ab. Nachdem er eine Weile geschwiegen, sprach er: „Ich bin dir großen Dank schul-

dig, liebster Anselmo! Du hast meinem Kinde das Leben gerettet. Ohne deinen Muth, deine schnelle Entschlossenheit, wäre es von den Zähnen des Löwen gräßlich zermalmt worden. Du sollst von nun an nicht mehr mein Sklave seyn; ich betrachte dich als meinen Sohn. Dein Herz gibt dir Kindesrechte. Du sollst nun nicht mehr bei Tische aufwarten; du sollst, gleich meinen Kindern, mit mir zu Tische sitzen, und mit mir aus Einer Schüssel essen. Nicht mehr in der Kleidung eines Dieners, sondern wie ich gekleidet sollst du einhergehen. Du gehörst nun ganz zu meiner Familie. Ich werde alle meine Geschäfte und Vergnügungen mit dir theilen, und ich denke, einen großen angesehenen Mann aus dir zu machen. Da ist aber vor Allem Eines nothwendig — du mußt dich zu Mahomeds Lehre bekennen!"

Der fromme christliche Jüngling entsetzte sich über diesen Antrag. „Achmed!" rief er, „fordere Alles, fordere mein Leben von mir; ich bin bereit, es für dich zu geben. Nur verlange nicht, daß ich von meinem Glauben abfalle, und von Christo, meinem Herrn, abtrünnig werde. Ewig werde ich das nicht thun; nicht um alle Reichthümer der Welt. Er ist mein Heil, meine ganze Seligkeit. Ihm will ich treu bleiben bis in den Tod."

Achmed drang mit vielen Worten in ihn, und zwar, zu Anselmo's Verwunderung, in italienischer

Sprache. Bisher hatte er nur einzelne italienische Ausdrücke von sich hören lassen; jetzt aber sprach er in zusammenhängender Rede, sehr schön und fließend und mit hinreißender Beredtsamkeit. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Glückseligkeit, zu der Anselmo gelangen werde, wenn er sich bequeme, den Turban anzunehmen, das heißt, aus einem Christen ein Türke zu werden.

Allein Anselmo rief mit Abscheu und großem Nachdrucke: „Nein, nein! Ewig soll das nicht geschehen! — Laß dir," sprach er nun auch in seiner Muttersprache, die ihm doch am geläufigsten war, „anstatt Vielem nur Eins sagen. Du glaubst mir Dank schuldig zu seyn, daß ich mein Leben wagte, dein Kind den Klauen des Löwen zu entziehen. Allein sieh, Christus hat für mich, für alle Menschen nicht bloß Sein Leben gewagt; Er hat es wirklich dahin gegeben. Er hat auch für mich Sein Blut vergossen; Er duldete für mich den schauerlichsten Tod. Er hat mich nicht bloß dem Rachen eines wilden Thieres, eines Ungeheuers entrissen. Er hat mich von einem viel schrecklicheren Tode, von dem ewigen Verderben errettet. Er hat nicht bloß mein zeitliches Leben auf eine Zeit gefristet; Er hat mir ein ewig seliges Leben bereitet. Wie könnte ich nun von Ihm abfallen? Welch ein schwarzer Undank, welche schreckliche Treulosigkeit wäre dieses?"

Achmed war, was Anselmo nicht wußte, und was auch in Algier ein Geheimniß war, ein Renegat — das heißt, er hatte den christlichen Glauben verläugnet, und sich zu Mahomeds Lehre bekannt. Er war von frommen, christlichen Eltern erzogen worden, hatte als Handlungsdiener eine Seereise gemacht, wurde von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Constantinopel verkauft, hatte dort das Zutrauen seines Herrn, eines vornehmen Türken, und die Neigung von dessen Tochter gewonnen — und um der Erbe des reichen Mannes und der Gatte der schönen Tochter zu werden, hatte er die christliche Religion verlassen und die Religion Mahomeds angenommen.

Die Rede des frommen Anselmo ging ihm deßhalb tief zu Herzen, und er wurde davon mächtig ergriffen. Er sprach daher zu Anselmo: „Ich verlange nicht von dir, daß du deinen Glauben an Christus aufgebest. Innerlich magst du immerhin an Ihn glauben; ich fordere nicht mehr, als daß du dich äußerlich an Mahomed zu halten scheinest. Ohne diese bloß anscheinende Glaubensänderung kannst du hier zu Lande dein Glück nicht machen, und nie zu Ehre und Reichthum gelangen. Wer in diesem Lande sich den Meinungen der Bewohner widersetzt und ihre Sitten und Gebräuche nicht mitmacht, hat dahier nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten. Werde also bloß dem Anscheine nach ein Mahomedaner.“

„O nein, nein,“ rief Anselmo wiederholt. „Eine solche Heuchelei wäre meiner unwürdig. Auch wäre sie nichts Anderes, als eine öffentliche, höchst strafbare Verläugnung. Und sage selbst, wäre es auch nur möglich, daß wir Denjenigen, den wir aufrichtig und von Herzen lieben, vor den Menschen verläugnen? Ach, wenn ich der Liebe Unsers Herrn und Heilands gedenke, mit der Er, schon bevor ich geboren ward, Sein Leben für mich gegeben hat, so glüht mein Herz von Liebe zu Ihm! Ihm ward ich, schon als ein neugebornes Kindlein, in der Taufe geweiht und geheiligt. Meine geliebten Eltern haben mich schon von meiner zartesten Kindheit an im Glauben an Ihn unterrichtet. Ich wußte keine größere Freude, als Ihn zu kennen und zu lieben! — Mit himmlischem Entzücken gedenke ich jener seligen Augenblicke, da ich das erste Mal in der heiligen Kommunion, der heiligsten Handlung der christlichen Religion, mit Ihm vereinigt wurde. — O wie könnte ich mich auch nur so stellen, als wüßte ich nichts von Ihm, als wollte ich nichts von Ihm wissen? Wie könnte ich in den Augen der Menschen mich von Ihm lossagen und Ihn abschwören? Welches Aergerniß, welches böse Beispiel würde ich dadurch meinen gefangenen Mitchristen geben? Ach, ich würde, wenn ich das thäte, in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben! Ein sol-

cher Treubruch bleibe ewig fern von mir. Einen Türken, der Christum nie kennen gelernt, dem Er nie verkündet worden, der Ihn nur immer lästern hörte, kann ich es nicht übel nehmen, daß er nicht an Ihn glaube; ich kann ihn nur bedauern und bedauere ihn aufrichtig. Aber ein Christ, der seinen Herrn und Meister treulos verläugnete, wäre ein verworfener, nichtswürdiger Mensch. Christus sagte von jenem abtrünnigen Jünger, der Ihn für eine elende Summe Geldes verrathen hat: „Einem solchen Menschen wäre es besser, wenn er gar nicht geboren wäre." Deine Mühe, mich zu einem so elenden Menschen zu machen, ist vergebens. Versuch es einmal! Lege hieher all deine Schätze, all dein Gold und Silber und biete mir dazu dieses ganze herrliche Landgut an — stelle dorthin den Scharfrichter mit entblößtem Schwerte, der schon manchen schuldlosen Christen hingerichtet hat, und laß mich wählen? Du wirst sehen, ob ich, anstatt von meinem Glauben abzufallen, nicht lieber mein Haupt dem Todesstreiche muthig und freudig darbiete."

Jedes Wort Anselmo's drang gleich einem zweischneidigen Schwerte in Achmeds Herz. „Sey ruhig," sprach er, „ich ehre deinen Glauben. Ich werde dich nie mehr mit solchen Anträgen beunruhigen!" Er wandte sich mit bleichem Angesichte und ging nachdenkend und mit langsamen Schritten hinaus in das Feld.

Sechstes Kapitel.

Die dankbare Mutter.

Anselmo füllte seinen Korb vollends mit Blumen und trat damit in den Speisesaal, in dem man gewöhnlich frühstückte. Fatime saß, in blendend weißer Morgenkleidung, ihren Mann erwartend, mit ihren zwei Kindern auf dem Sopha, das mit Purpur bedeckt war. „Guter Anselmo," rief sie ihm entgegen, „du hast gestern eine edle That vollbracht! Du hast meine liebe Almire hier dem Tode entrissen. Du hast es mit Gefahr deines eigenen Lebens gethan. Das war groß und schön!" Anselmo, dem das Herz noch voll war von seinem Gespräche mit Achmed, sagte: „Es war nicht mehr als meine Christenpflicht! Christus, der Sein Leben für uns Menschen gegeben hat, gebot uns: „Wie Ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.

„Das ist ein schönes Gebot!" sagte Fatime. „Ich möchte diese deine Religion kennen lernen. Erzähle mir davon, und überhaupt deine ganze Geschichte." Anselmo erzählte mit großer Rührung, wie seine Eltern, Vater und Mutter, ihn von Kindheit an, in der christlichen Religion unterrichtet, wie sie ihn Gott, als den Vater aller Menschen kennen gelehrt und Jesus Christus als

Gottes geliebten Sohn; wie Christus geboten habe, den Vater im Himmel über Alles, und alle Menschen auf Erden, als Gottes Kinder, als unsere Brüder und Schwestern, so wie uns selbst zu lieben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, was in dem Leben, dem Leiden und Sterben Jesu ihn immer am meisten gerührt hatte. Anselmo erinnerte sich noch vieler Worte, die ihm seine liebevolle Mutter, aus ihrem frommen Herzen, über die Geschichte Jesu gesagt hatte, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er wiederholte viele dieser mütterlichen Reden Wort für Wort. Er sprach mit Begeisterung von der Schönheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Alles, was er sagte, besonders aber die Worte seiner Mutter, machten auf Fatimens mütterliches Herz und auf das Herz ihrer Kinder den tiefsten Eindruck. Die kleine Almire weinte vor Mitleid, daß Jesus, der so gut war, umgebracht worden. Und der kleine Aladin rief: „Ei, wenn ich seine Macht gehabt hätte, ich hätte alle diese Böſewichter mit Einem Blitze zerschmettert.“ Anselmo sagte, daß Jesus ganz freiwillig gelitten, aus Liebe zu den Menschen; daß Er sich tödten lassen, um uns von dem ewigen Tode, von der Verdammniß zu befreien; daß Er noch sterbend für seine Mörder zum Himmel gefleht habe: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“

Diese Liebe des sterbenden Erlösers ging den beiden Kindern und auch der Mutter so zu Herzen, daß alle drei Thränen in den Augen hatten.

„Das ist eine wahrhaft göttliche Liebe," sagte Fatime; „dieser Jesus war in Allem, was Er gethan und gelitten hat, die lautere Liebe und Erbarmung!"

Fatime wollte noch wissen, wie Anselmo nach Algier gekommen sey. Anselmo erzählte, wie er seine lieben Eltern besuchen wollte, wie die Seeräuber ihn überfallen, ihn auf ihr Schiff gebracht, ihn sehr hart behandelt, und ihn für Geld als einen Sklaven verkauft hatten. „Was mich dabei am meisten betrübt," sagte er, in Thränen ausbrechend, „ist der Kummer meiner geliebten Eltern, auch meines kleinen Bruders und meines Schwesterchens, die nicht viel älter sind, als diese zwei lieben Kinder hier. Ach, wie schmerzlich werden Eltern und Geschwister auf meine Ankunft gewartet, und über mein Ausbleiben gejammert haben! Wie werden sie noch jetzt trauern, gar nichts mehr von ihrem Anselmo zu vernehmen!"

„Ich bedauere deine guten Eltern," sprach Fatime. „Es war grausam von den Seeräubern, dich ihnen zu rauben. Ihr Christen müßt ja die Türken als eure größten Feinde betrachten und sie hassen!"

„O nein," sprach Anselmo, „hassen dürfen wir

Christen keinen Menschen; wir müssen alle Menschen, Türken und Juden, lieben. Sonst wären wir keine wahren Christen."

„Deine Religion gefällt mir," sprach Fatime; „ich finde sie sehr gut." Sie schwieg nachdenkend eine Zeit lang still. „Wahrhaftig," dachte sie, „die Religion der Christen ist besser, als die Religion der Türken. Mahomed, unser Prophet, predigte Haß gegen alle Anders-Glaubende; Christus, der Stifter der christlichen Religion, lehrte nichts als Liebe. Mahomed vergoß das Blut vieler tausend Menschen, um ihnen seine Religion aufzudringen; Christus vergoß Sein Blut aus Liebe zu den Menschen, und verbot Seine Religion mit dem Schwerte zu verbreiten! Ich muß bekennen, daß Christus unendlich über Mahomed erhaben sey." Sie getraute sich aber zur Zeit noch nicht, dieses Alles laut zu sagen.

Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Deßwegen hatten Anselmo's Worte auf Fatime einen solchen tiefen Eindruck gemacht. Ueberdies war ihr ganzes Herz von Freude über die Errettung ihres geliebten Kindes, von Dank gegen dessen edelmüthigen Erretter durchdrungen. „Komm, liebe Almire," sagte sie zu dem Kinde, „danke auch du dem edlen Jünglinge, der dir das Leben gerettet!"

Das Kind ging zu ihm hin, blickte mit Thrä-

nen in den Augen zu ihm empor, bot ihm das Händchen, und sagte: „Ich danke dir, lieber Anselmo. Gott ist groß und mächtig! Er vergelte es dir.“

„Sieh, du guter Anselmo,“ sprach die Mutter, „als ich noch ein solches Kind war, hatte ich eine christliche Sklavin zum Kindermädchen. Sie war ganz ungemein sanft und die lautere Liebe gegen mich. Sie erzählte mir Vieles von einem göttlichen Kinde, über dessen Geburt die Engel frohlockten, Gott lobten, und den Menschen Glück wünschten. Diese und ähnliche Erzählungen gehören unter die süßesten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie sang mir auch von ihren frommen Liedern vor, die mir noch immer im Sinne schweben, und die auch die Veranlassung waren, daß du als ein solcher lieblicher Sänger in unser Haus aufgenommen wurdest. Es regte sich schon frühe in meinem Herzen eine Vorliebe für die Religion der Christen. Als aber meine Eltern dieses merkten, wurde die fromme Sklavin Christine von mir entfernt. Ich liebte sie fast mehr als meine Mutter, weinte, und wollte mich nicht von ihr trennen lassen. Auf meine flehentlichen Bitten schenkten meine Eltern ihr jedoch die Freiheit, und schickten sie in ihr Vaterland zurück, wo sie, wie man mir sagte, auch glücklich angekommen ist. Noch jetzt schwebt mir ihr sanftes, blasses Angesicht vor

Augen. Auch sie weinte schmerzlich, als sie von mir schied. Ihr letztes Wort war: „Denke an mich, Fatime, du wirst doch noch einmal eine Christin."

Siebentes Kapitel.

Eine große Entschließung und deren Ausführung.

Ueber diese Gespräche waren Fatimen beinahe zwei Stunden wie Augenblicke verschwunden. Jetzt regte sich aber bei ihren Kindern der Hunger; denn das Frühstück stand noch immer unberührt auf der Tafel. Die Mutter wurde besorgt, warum der Vater nicht zum Frühstücke komme. Sie konnte nicht begreifen, wo er so lange bleibe. Da er fast jeden Morgen einen weiten Spazirgang machte, so kam ihr der schreckliche Gedanke, er könne wohl gar ein Raub des Löwen geworden seyn.

Achmed war indeß in dem Oelwalde mit verschlungenen Armen auf und ab gegangen. Seine Abtrünnigkeit von der christlichen Religion war ihm noch nie so schwer aufs Herz gefallen. „Dieser fromme Jüngling," sprach er, „hat mit seinen

einfachen Reden, wie mit scharfen Pfeilen, ohne zu zielen, mich in das Innerste meines Herzens getroffen. Ich bin zwar nie ruhig gewesen; aber jetzt ist mir mein Zustand unerträglich! Ich will mich aufmachen, und in mein Vaterland und in den Schooß der Kirche zurückkehren. Mit Fatime werde ich vielleicht einen harten Stand haben! Ach, daß ich sie überreden könnte, mit mir zu reisen und die christliche Religion anzunehmen! Ich könnte zwar allein entfliehen. Es wäre mir aber doch zu schmerzlich, sie zu verlassen, unbekümmert, daß mein Sohn zu einem Türken und meine Tochter zu einer Türkin erzogen werde. Ich will ihr meinen Entschluß nun einmal entdecken — und zwar sogleich! Vielleicht daß Anselmo's edle Handlung sie bereitwilliger macht, darauf einzugehen."

Mit ernster, schwermüthiger Miene trat er in den Saal, ihr sein Vorhaben zu entdecken. Er wußte nicht, wie sehr Anselmo ihm schon vorgearbeitet hatte. „O mein lieber Achmed," rief sie ihm entgegen, „daß du doch hier gewesen wärest! Wahrhaftig, Anselmo hat mir in wenig Zeit so viel von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion gesagt, daß ich herzlich wünschte, eine Christin werden zu können. Ich bekenne, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, so hätte mich nichts von der Welt bewegen können, einer so herrlichen Religion zu entsagen."

Achmeds ganzes Angesicht erheiterte sich, als er diese Worte vernahm. „Gott Lob!" sprach er, „daß du so gesinnt bist. Ich denke wie du, und komme eben jetzt, über diese Angelegenheit mit dir ausführlicher zu sprechen."

Fatime sagte zu Anselmo, er solle die Kinder in ein anderes Zimmer führen, dort ihr Frühstück zu verzehren, und sprach dann zu Achmed: „Wozu eine lange Unterredung? Ich bin entschlossen, dich mit unsern Kindern in dein Vaterland zu begleiten." Achmed war darüber hocherfreut, fand aber noch viele Schwierigkeiten, wie das auszuführen seyn möge.

Allein Fatime wußte sogleich Rath. „Du hast," sagte sie, „erst vor einigen Tagen gegen mehrere Haus= und Handelsfreunde geäußert, eine dringende Handelsangelegenheit werde dich wohl nöthigen, dich persönlich nach Venedig zu begeben. Diese schon mehrmals besprochene Reise künde ihnen jetzt als nahe an. Sie werden, so wie Jedermann, leicht begreifen, daß du meinen Wunsch, meine Bitten, dich auf dieser Reise begleiten zu dürfen, mir nicht verweigern könnest. Auch versteht es sich von selbst, daß ich meine Kinder nicht zurück lassen wolle. Unsere Schätze an Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten können wir ohne Bedenken mit uns nehmen. Die Türken werden es loben, daß wir

dort mit Glanz und Pracht auftreten wollen. Auch können wir noch Vieles, was uns werth ist, unter die Kaufmannswaaren packen, und ohne Aufsehen zu erregen, mit uns nehmen. Was unser Landgut dahier betrifft, so habe ich gestern Abends vor allen unsern Leuten dich laut aufgefordert, du sollest es verkaufen, weil unsere Kinder dahier kaum mehr einen Schritt sich in das Freie wagen dürfen, und weil sie wegen der bösen Nachbarschaft der Löwen des Lebens nicht mehr sicher sind. Kein Mensch wird diese Besorgnisse einer zärtlichen Mutter tadeln. Verkaufe also das Gut, ziehe unsere Kapitalien ein, und mache alle erforderliche Anstalten, sobald möglich, Algier auf immer zu verlassen."

Achmed lobte die Klugheit seiner Frau, verkaufte das Landgut, miethete ein Schiff, ließ seine beweglichen Güter darauf bringen, und fuhr mit Frau und Kindern, mit Anselmo und einigen christlichen Sklaven hinaus in das weite Meer. Es war ihm viel leichter um das Herz, als das feindselige Algier aus seinen Augen verschwand. Er landete zu Salerno. Dort ließ er Frau und Kinder einstweilen zurück, damit sie von der beschwerlichen Seereise ausruhen könnten, und begab sich unverzüglich nach Rom.

Er wurde, nachdem er die türkische Kleidung abgelegt und sich wieder als Christ gekleidet hatte,

nebst Anselmo, dem heiligen Vater vorgestellt, und väterlich liebreich von ihm wieder in die Kirche aufgenommen. Dem edlen Jünglinge Anselmo bezeigte der Vater der Gläubigen sein besonderes Wohlgefallen, und gab ihm mit großer Rührung seinen Segen. „Du wirst noch,“ sprach er zu ihm, „in der Hand Gottes ein Werkzeug werden zum Heile vieler Menschen.“

Zu Salerno, wohin Achmed eilig zurück reiste, hatte noch eine große Feierlichkeit statt. Fatime und ihre Kinder wurden dort in der Kathedralkirche getauft. Sie erschienen noch in türkischer Kleidung, mit großer Pracht. Der Erzbischof, in dessen Kirchensprengel Achmed gehört hatte, nahm die heilige Handlung selbst vor. Eine unermeßliche Menge Volkes versammelte sich in dem herrlichen Tempel. Aller Augen waren auf die schöne, ansehnliche Frau gerichtet, die bei aller Pracht, mit der sie erschien, sich mit so tiefer Demuth dem Erzbischofe nahte. Fast noch mehr Freude hatte das Volk an ihren zwei liebenswürdigen Kindern, die mit gefalteten Händen und sichtbarer Andacht die heilige Taufe empfingen. Als sie aus der Kirche kamen, ja so oft, auch an den folgenden Tagen, Mutter und Kinder sich in der Stadt sehen ließen, wurden sie von den lebhaften Italienern mit lautem Jubel begrüßt. Jedermann wünschte ihnen Heil und Segen.

Achtes Kapitel.

Zwei glückliche Familien.

Anselmo hatte, sogleich von Salerno aus, einen vertrauten Freund, den er noch von seinen Studienjahren her kannte, an seine Eltern abgeschickt, der sie auf Anselmo's Ankunft vorbereitete, ihnen Briefe von ihm brachte, und ihnen das Vorzüglichste von dem, was ihrem geliebten Sohne begegnet war, erzählte. Allein den Tag, wann Anselmo von Rom oder Salerno in sein väterliches Haus zurückkommen werde, konnte er ihnen zur Zeit noch nicht bestimmen.

Eines Abends, da die Sonne sich zum Untergange neigte, saßen die liebevollen Eltern mit ihren zwei Kindern unter den Pinienbäumen vor dem Thore ihres alterthümlichen Schlosses. Ihr einziges Gespräch war der geliebte Anselmo. Da kam ein junger Mann in Pilgertracht mit eiligen Schritten auf sie zu. Es war Anselmo; sie erkannten ihn aber nicht sogleich. Er war viel größer, und seine Gesichtsfarbe war bräunlicher geworden. Auch hatte die Mutter gedacht, ihr Sohn werde, nach der Beschreibung seines Jugendfreundes, in einem prächtigen Wagen und in Gesellschaft der reichen Familie zurückkehren. Als sie und der Vater ihn aber erkannten, war die Freude

der Eltern und Geschwister so groß, daß sie mit Worten sich nicht ausdrücken läßt. Vater, Mutter, Bruder und Schwester führten ihn wie im Triumphe in das Schloß. Er legte Pilgerstab, Muschelhut und Pilgerkleid ab, und stand nun, seinem Stande gemäß gekleidet, vor ihnen. Er hatte das Pilgerkleid nur übergeworfen, um ungestörter und nach seiner Art angenehmer reisen zu können. Die Mutter ließ eine Freudenmahlzeit bereiten. Eltern und Kinder blieben bis Mitternacht bei einander auf. Anselmo erzählte ihnen seine ganze Geschichte ausführlich. Die Eltern konnten nicht aufhören, ihm ihren, nun Gottlob überstandenen, Jammer und ihre gegenwärtige Freude zu schildern.

Nach drei Tagen kam Achmed, nun nicht mehr Achmed, sondern wie früherhin Guido genannt, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, um Anselmo's Eltern zu besuchen. Der gemeinschaftliche Glaube an Christus und die christliche Liebe machten bald alle zu Einer Familie. Guido ehrte Anselmo's Vater, den ehrwürdigen, bereits etwas bejahrten Mann, wie seinen Vater. Fatime, nun Marie genannt, und Anselmo's Mutter wurden bald innige Freundinnen. Anselmo's Bruder und Schwester unterhielten sich mit Almire und Aladin, die nun Klara und Ignaz hießen, auf das lebhafteste und freundlichste. Die Kinder waren unerschöpflich, einander von Italien und Afrika zu er-

zählen, wobei besonders des furchtbaren Löwen Erwähnung geschah.

Anselmo's Vater, der sich jetzt von so vielen glücklichen Menschen umgeben sah, konnte sich nicht enthalten, Gottes heilige Vorsicht mit lauter Stimme zu loben und zu preisen. „Du guter Vater im Himmel," sprach er, „wie weißt Du doch Alles so weise und gut zu machen! Es war für mich und meine geliebte Ehegattin ein harter Schlag, daß unser lieber Sohn uns genommen worden, und wir waren tief betrübt. Auch für ihn war es ein großes Leiden. Aber dieses kurze Leiden gereicht Vielen zum Heile, und uns Allen zur unaussprechlichen Freude. Wer sollte Dich nicht dankbar anbeten, Du unendlich weiser, gütiger Gott!"

Guido wußte, daß Anselmo's Eltern durch den Krieg Vieles verloren hatten — daß ihr Schloß mehrmal ausgeplündert, sie all' ihrer Kostbarkeiten beraubt, und um alle ihre angelegten Kapitalien gebracht worden. Er überreichte ihnen daher eines Tages eine Schrift, in der ihnen die Hälfte seines ganzen großen Vermögens gerichtlich zugesichert war. „Denn," sagte er, „da wir durch Euch und Euren Sohn, den Ihr so gut erzogen habt, ewiger Güter theilhaftig geworden sind, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch unsere zeitlichen Güter mit Euch theilen."

Allein Anselmo's Vater sprach: „Nein, das

sey fern von mir, daß ich von Euch auch nur einen Heller annehme. Es ist wahr, wir besitzen keine Reichthümer, wir müssen, wie noch viele Familien, die reicher gewesen, als wir, desjenigen Glanzes, und mancher Vergnügungen entbehren, worauf der Adel Anspruch macht. Allein das hat nichts zu sagen; es hat vielmehr auch sein Gutes. Ach, der Reichthum verleitet uns Menschen so leicht, äußerlichen Glanz höher zu schätzen, als den wahren innerlichen Werth des Menschen, und mehr nach den Vergnügungen der Sinne zu streben, als nach den höhern, einzig wahren Freuden des Geistes. Obwohl wir aber nicht reich sind, so sind wir doch auch nicht arm. Wir haben, Gott sey Dank, gerade so unser hinreichendes Auskommen — und das ist genug. Ich habe immer mit Salomon gebetet und meine Kinder beten gelehrt: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht, o Herr! Laß mich mein bescheiden Brod genießen, so lang ich leb' auf Erden; ich möchte sonst, zu satt, ein eitler Prahler werden und sagen: Wer ist der Herr! Oder zu arm, möchte ich nach fremdem Gute greifen, und mich an meines Gottes Namen versündigen durch falschen Schwur."

„Ich finde diese Denkungsart allerdings weise, schön und edel," sprach Guido. „Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichthum sey. Allein Anselmo ist zu wohl geprüft,

als daß Reichthum ihm Gefahr bringen könnte. Da Ihr mein Anerbieten zurück weiset, so soll mich dieses nicht abhalten, meine Schuld an Euren edlen Sohn Anselmo abzutragen. Er hat nicht nur meiner Tochter das Leben gerettet; ihm habe ich es zu danken, daß ich auf den Weg zum Himmel, von dem ich abgewichen war, wieder zurück geführt worden, und daß nun auch meine Kinder und ihre Mutter darauf wandeln. Nimm daher, liebster Anselmo, du hiemit mein halbes Vermögen."

„Ich," sprach Anselmo, „kann dieses großmüthige Geschenk noch weniger annehmen als mein Vater; denn ich habe zu Rom den festen Entschluß gefaßt, in einen geistlichen Orden zu treten, wo ich bei dem Eintritt das Gelübde der Armuth ablegen werde, um einzig den ewigen Gütern nachzutrachten, und auch andere Menschen durch Unterricht, Wort und Beispiel darnach trachten zu lehren. Indeß erlaube ich mir dennoch, deine Großmuth in Anspruch zu nehmen, und dir einige Bitten vorzutragen. Ich habe dir von den Gefangenen erzählt, die sich mit mir auf jenem Raubschiffe befunden haben, besonders von einem jungen Rechtsgelehrten, einem armen Schiffer, und einem sehr bemitleidenswerthen Fischer."

„Ich habe mich in Algier öfters nach ihnen erkundigt, allein nie mehr etwas von ihnen erfah-

ren können. In Italien vernahm ich aber, daß sie noch in der Gefangenschaft schmachten. Auf meiner Reise von Salerno hieher besuchte ich ein Kloster von dem Orden zu Erlösung armer Christen aus der Sklaverei der Türken. Ich bat, mir die Liste der Gefangenen vorzulegen, auf deren Befreiung die frommen Männer eben jetzt bedacht waren. Zu meinem Troste fand ich meine Mitgefangenen darauf; allein die ehrwürdigen Väter hatten durch Sammeln milder Beiträge noch nicht so viel Geld zusammen bringen können, als gefordert wird. Ich bitte dich, liebster Guido, wende einen Theil des Geldes, das du mir zugedacht hattest, daran, diese Unglücklichen loszukaufen! Der menschenfreundliche Orden wird die Befreiung derselben gewiß bald bewirken. Thue es doch! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit kannst du kaum thun."

Guido sprach: „Nicht nur einen Theil, sondern die ganze Summe werde ich zum Lösegeld für die drei genannten und deine übrigen Unglücksgefährten und auch noch für viele andere Sklaven verwenden. Sie sollen frei werden, so wie ich auch den christlichen Sklaven, die ich aus Algier mitbrachte, die Freiheit geschenkt habe."

Anselmo war darüber höchst erfreut, und sagte: „Dafür wird dich der Herr reichlich belohnen. Er wird dich an jenem Tage unter Die-

jenigen zu Seiner Rechten stellen, zu denen Er sagen wird: „Ich war gefangen, und ihr habt Mich erlöst! Denn wahrlich, Ich sage euch, was ihr Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan.“

Neuntes Kapitel.

Noch ein rührender Besuch.

Guido kaufte sich, wenige Meilen von Anselmo's väterlichem Schlosse entfernt, einen schönen Landsitz. Beide Familien lebten in der seligsten Eintracht, und besuchten sich sehr oft. Anselmo setzte, von Guido unterstützt, seine Studien zu Salerno und zu Rom wieder fort, brachte aber die Ferien allemal bei seinen Eltern zu.

Eines Tages, um die Osterzeit, war er nun wieder auf Besuch gekommen; da fand sich auch Guido mit seiner Familie ein, ihn zu sehen. Guido brachte einen Brief mit, in dem jener gefangene Rechtsgelehrte ihm den innigsten Dank für seine Loskaufung bezeigte, und zugleich den edlen Jüngling Anselmo, seinen ehemaligen Mitgefangenen, aufs freundlichste grüßte.

Am folgenden Tage saßen eben Alle fröhlich

bei Tische. Da ließen sich der alte Fischer und der junge Schiffer melden, die sich mit Anselmo auf dem Raubschiffe befunden hatten, aber nunmehr auch befreit waren, und jetzt kamen, dem edlen Guido zu danken. Sie waren in der Gegend zu Hause, und der Schiffer hatte seine alten Eltern, und der Fischer seine fünf Kinder und ihre Mutter mitgebracht. Es war höchst rührend anzusehen, wie alle weinten, und reichliche Thränen der Freude und des herzlichsten Dankes vergossen.

Guido sprach zu ihnen: „Nicht mir, sondern diesem Jünglinge danket! Ihm habt ihr eure Freiheit, ich aber und meine Frau und meine Kinder hier haben ihm noch viel mehr zu danken. Dieser edle Jüngling, der euer Mitgefangene gewesen, ist euer Befreier!“

Die zwei Männer hatten Anselmo nicht sogleich wieder erkannt, erinnerten sich jetzt seiner, und der alte Fischer rief: „Ja, dies ist jener Jüngling, der uns in unsrer tiefen Betrübniß auf dem Raubschiffe wie ein Engel erschien und uns liebreich tröstete. O meine Kinder, o liebes Weib, und du Nachbar mit deinen alten Eltern, bringt ihm euren Dank dar.“

Alle umringten Anselmo und wollten ihm Hände und Kleider küssen. Allein Anselmo wehrte ihnen ab und sprach: „Meinen lieben Eltern danket! Sie haben mir durch Wort und Beispiel solche

Gesinnungen eingeflößt, und mich so handeln gelehrt. Alles, was ich bin, kommt nächst Gott, von der guten Erziehung, die sie mir gegeben haben."

Anselmo's Vater trat in ihre Mitte, nahm die Mütze ab, erhob die Augen zum Himmel und sprach: „Alle Ehre und aller Dank gebühret Gott allein! Er hat, wie Er immer thut, Alles wohl gemacht. Er, der es geschehen ließ, daß mein Sohn jenen Räubern in die Hände fiel, hat den Jammer, den wir hier im Hause, und ihr dort auf dem Schiffe hattet, uns Allen zum Besten geleitet. Durch diese Leiden sind, wie ich denke, wir alle frömmer, weiser und besser geworden. Gott bereitete uns große Leiden, aber auch große Freuden. — Wenn ein Sohn die gute Erziehung, die Eltern und Lehrer ihm geben, sich zu Nutzen macht, wenn er die Talente, die Gott ihm verlieh, gut anwendet, wenn er dabei demüthig bleibt, nicht seine eigene, sondern nur Gottes Ehre sucht, sich von Gottes Geist regieren läßt, so kann Gott große Dinge durch ihn ausführen und ihn vielen Menschen zum Segen werden lassen — nicht nur für diese kurze Lebenszeit auf Erden, sondern noch vielmehr für die Ewigkeit. Ihm sey Lob und Preis und Dank — jetzt und in alle Ewigkeit, Amen."

Anselmo widmete sich der Gottesgelehrtheit,

und entschloß sich, nach Vollendung seiner Studien in den geistlichen Orden zu treten, der sich vorzüglich damit beschäftigte, christliche Gefangene aus der Sklaverei der Türken zu erlösen, und deßhalb der Orden der Erlösung genannt wurde; seine väterlichen Güter wollte er seinem jüngern Bruder überlassen. Er meldete dieses in einem Briefe seinen geliebten Eltern, und bat sie um ihre Genehmigung.

„Für diesen Orden,“ schrieb er, „habe ich eine große Vorliebe gefaßt, da ich in Algier das Elend der gefangenen Christen mit Augen gesehen habe. Ein Geistlicher von Adel, gleich ausgezeichnet an Wissenschaft, an Frömmigkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen, der heilige Johannes von Matha, ist, wie ihr wißt, der Stifter desselben. Wie schön und edel ist die Bestimmung dieses Ordens, die Unwissenden zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, und noch ganz besonders die Loskaufung der Gefangenen zu bewirken! Ich habe mich überzeugt, daß diese Ordensmänner gegen sich selbst sehr strenge, und gegen Andere sehr mild und wohlthätig sind. Sie begnügen sich mit den geringsten Lebensmitteln, und sind nur darauf bedacht, Alles, was sie haben und erwerben können, ja selbst ihr Leben mit freudigem Herzen für ihre Mitmenschen dahin zu geben.“

Anselmo's fromme Eltern genehmigten seinen

Entschluß. Beide, besonders die Mutter, waren hoch erfreut, als sie ihren geliebten Anselmo das erste Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Brust erblickten. „Das Kreuz," sprach Anselmo, „erinnert uns, daß wir im Glauben an Den, der für uns am Kreuze starb, unsere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebreich mildern sollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder sich eines reinen Lebens befleißen, und daß sie gegen die Menschen, besonders gegen Leidende, von Liebe glühen sollen."

„Das sollen im Grunde alle Menschen," sprach der Vater, „das wollen auch wir. Es stimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus sagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater, ist dieser: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt bewahren."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Genovefa	3
Anselmo	167

glücklich. Beide, besonders die Mutter, waren recht erfreut, als sie ihren geliebten Anselmo das erste Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Brust erblickten. „Das Kreuz,“ sprach Anselmo, „erinnert uns, daß wir im Andenken an Den, der für uns am Kreuze starb, unsere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebreich mildern sollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder sich eines reinen Lebens befleißen, und daß sie gegen die Menschen, besonders gegen Leidende, von Liebe glühen sollen.“

„Das sollen im Grunde alle Menschen,“ sprach der Vater, „das wollen auch wir. Es stimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus sagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater, ist dieser: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt bewahren.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß

von einigen sehr werthvollen älteren Büchern, welche in der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg erschienen sind, und durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können.

Amort, Eusebii, Theologia moralis inter Rigorem et Laxitatem media. IV Tomi. 8°. 6 fl. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Augustins, des heiligen, brenneifrige Liebesflammen, oder Handbüchlein, himmlische Gespräche und Betrachtungen. 8°. 45 kr. od. 10 ggr.

Barradii, Sebast., S. J., Commentarius in Concordiam et Historiam quatuor Evangelistarum. V Tomi. fol. 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthl. 8 ggr.

Besombes, Jac., Moralis christiana, e Scriptura sacra, Traditionibus, Conciliis, Patribus et insignioribus Theologis excerpta. Editio novissima et aucta. IV Tomi. 8°. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthl.

Betrachtungen über die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche Gottes. 8°. 40 kr. od. 10 ggr.

Bibel, die, oder die ganze heilige Schrift lateinisch und deutsch, von Thomas Erhard, nebst dessen und des berühmten Duhamel Commentarien. 2 Bände, gr. Fol. 9 fl. od. 5 Rthl. 12 ggr.

Blanchard, des Abts, das Bild des christlichen Weisen und ehrlichen Mannes. 8°. 48 kr. od. 12 ggr.

Bretteville, des Abts, Predigten auf alle Tage in der Fasten, für die Ostern, und auf alle Sonntage des Jahrs. A. d. Franz. übersetzt. 7 Thle. 8°. 6 fl. 45 kr. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Calmet, A., allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte von der Schöpfung an bis zur Geschichte der kath. Kirche und der römischen Kaiser, bis zum Jahr 518. 14 Bände gr. 8°. 7 fl. od. 4 Rthl.

Campadelli, Joh. Bap., heilige Reden auf alle Sonntage des Jahrs. Aus dem Italienischen übersetzt. 6 Bde. 8°. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthl. 12 ggr.

— — heilige Reden auf die Festtage des Herrn, der Heiligen, vom heiligen Rosenkranze und andern Gegenständen. 3 Bände. 8°. 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthl. 6 ggr.

Chrysostomus, des heil. Kirchenlehrers, Predigten und kleine Schriften, aus dem Griechischen übersetzt und nach der Ausgabe des Montfaucon durchgehends verbessert 10 Bände 8°. 10 fl. od. 6 Rthl.

Claus, J. J., Spicilegium Concionatorium, seu Concep-

tus moralis pro Cathedra, pro Dominicis et Festis. IV Partes in fol. 10 fl. 15 kr. od. 6 Rthl.

Claus, J. J., Spicilegium Catecheticum concionatorium, seu conceptus exegetici pro Dominicis et Feriis. IV Tomi in II Partes. Fol. 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthl. 8 ggr.

— — Spicilegium universale sacro-profanum in X Libros et III Partes divisum, cum Indice concionatorio. Fol. 6 fl. 15 kr. od. 4 Rthl.

— — Manuductio ad Barziae Excitatorem christianum, seu Sermones missionales ad Dominicas et Festa per annum. II Tomi. Fol. 3 fl. od. 2 Rthl.

Concordantia Bibliorum S. Scripturae utriusque Testamenti, opera et studio Patrum Ordinis S. Bened. Monasterii Wessofontani. II Tomi. Fol. 15 fl. od. 9 Rthl.

Elbel, Benj., Theologia moralis, Sacramentalis et Decalogalis. X Partes. 8°. 6 fl. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Fleury, d. Abtes, Sitten der Israeliten u. der Christen. 8°. 1 fl. od. 16 ggr.

Fleurii, Claudii Abbatis, Historia ecclesiastica latine reddita, notis illustrata, et ad ann. 1768. continuata LXXXVI Tomi, cum Indice generali super primos 52 Tomos. Accedit Introductio in Historiam eccles. seu Historia v. et n. Testamenti, Authore Calmet. V Tomi 8°. Totum opus completum 66 fl. od. 38 Rthl.

Gisbert, B., die christliche Beredtsamkeit. Neue, verbesserte Ausgabe von S. Schwarzhuber. 8°. 54 kr. od. 12 ggr.

Hiller, B., praktische Predigten für das Landvolk auf alle Sonntage des Jahres. Zwei Jahrgänge in 4 Bänden 8°. 3 fl. od. 1 Rthl. 20 ggr.

— — praktische Predigten für das Landvolk auf die Festtage des ganzen Jahres. Zwei Jahrgänge in 2 Bänden 8°. 1 fl. 30 kr. od. 21 ggr.

Houdry, Vinc., S. J., Bibliotheca concionatoria Ethices christianae, praecipua continens argumenta ordine alphabetico digesta. V Tomi fol. 12 fl. od. 8 Rthl.

Jesus von Nazareth, der wahre Sohn Gottes und Heiland der Welt, in seinen jährlichen Feierlichkeiten besonders zur Liebe vorgestellt, zugleich als ein Religionsbuch für fromme Familien geordnet und bestimmt. gr. 8°. Mit einem Titelkupfer 48 kr. od. 12 ggr.

Jesuliebe, die heiligste, in österlichen Predigten vorgetragen gr. 8°. Mit einem Titelkupfer 45 kr. od. 10 ggr.

Kastner, J. B., der Unsichtbare, sich kund machend in den Erscheinungen unserer Zeit; oder: die in den Erscheinungen unserer Zeit leitende, warnende und strafende Gottes-Hand. gr. 8°. 24 kr. od. 6 ggr.

Kick, Dalm., Theologia universa dogmatico-scholastica. V Tomi. 4°. 9 fl. od. 5 Rthl. 12 ggr.

Lechner, A., Dr. der Theologie. Ist ein Glaube an die christliche Religion möglich ohne Auktorität? — Ja kann selbst die Bibel als Fundament des christlichen Glaubens ohne Auktorität angenommen und gelesen werden? — Wenn demnach eine Auktorität unumgänglich nothwendig ist, welche Eigenschaften muß sie haben, um beruhigenden Glauben hervorzubringen. Eine gekrönte Preisschrift. 8°. 18 kr. od. 5 ggr.

Liebe für Liebe, oder Jesus der Sohn Gottes als eine lautere Liebe gegen unser Menschengeschlecht zur ewigen Liebe vorgestellt. gr. 8°. 36 kr. od. 9 ggr.

Lohneri, Tob., S. J., Bibliotheca concionatoria, in qua copiosa et selecta pro Concionibus, Exhortationibus aliisque spiritualibus Instructionibus materia facili, ordinata et grata methodo proponitur, cum copioso indice conceptuum pro Concionibus in Dominicas et Festa, III Tomi fol. 13 fl. 30 kr. od. 8 Rthl. 3 ggr.

Lory, P. Michl., Brevier eines Christen, oder Kirchengebethbuch auf alle Tage, Feste und Gelegenheiten. 8°. 30 kr. od. 7 ggr.

Masotti, F., d. G. J., Predigten mit einer Anwendung und ganz neuen Eingängen auf Sonn- und Feiertage. Aus dem Italienischen übersetzt. 9 Bände. 8°. 6 fl. 45 kr. od. 3 Rthl. 18 ggr.

Moeurs, les, des Israelites et celles des Chretiens par Abbée Fleuri. 8°. 1 fl. od. 16 ggr.

Monmorel, des Abtes von, Homilien über die sonntäglichen Evangelien, auf alle Tage in der Woche eingetheilet, sammt einer kurzen Sittenrede über jedes Evangelium. 4 Bände gr. 8°. 4 fl. od. 2 Rthl. 6 ggr.

— — Homilien über die Evangelien auf die Festtage des Jahres. 2 Theile gr. 8°. 1 fl. oder 18 ggr.

— — Homilien über die Leidensgeschichte Jesu, sammt sechs Homilien auf die Sonntage in der Fasten, nebst einem vollständigen Register über alle sieben Bände. gr. 8°. 1 fl. od. 18 ggr.

Muzner, J., Fastenpredigten. 6 Bände. 8°. 5 fl. 48 kr. od. 3 Rthl. 6 ggr.

Ribadeneira, Petr., d. G. J, Leben der Heiligen Gottes, aus den bewährtesten Geschichtschreibern zusammengetragen, und auf alle Tage des Jahrs eingerichtet. Mit vielen Kupfern. 3 Bände Fol. 20 fl. od. 12 Rthl.

Rosweid, Heribr., d. G. J., Leben der Altväter und Einsiedler. Fol. 6 fl. od. 4 Rthl.

Ruf, J. M., Professor, Predigten über die wichtigsten Gegenstände des göttl. Christenthums in vollständigen Ausarbeitungen u. Skizzen. 2 Bände 8°. 1 fl. 30 kr. od. 21 ggr.

Rueff, P. J. L. Pfarrer. Erklärungen über die Fastenevangelien. 8°. 36 kr. od. 9 ggr.

Sacy, le Maistre de, die heilige Schrift erklärt aus den heil. Vätern u. andern bewährten Schriftstellern der Kirche, nach der neuesten franz. Ausgabe übersetzt. Des alten Bundes 1ter bis 15ter Band. gr. 8° 15 fl. od. 9 Rthl.

— — die heilige Schrift des neuen Bundes 12 Bände gr. 8°. Vollständig. 12 fl. od. 8 Rthl.

Sales, des heiligen Franz von, Unterricht und Andachtsübungen zum heilsamen Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Herausgegeben in einer alten gemeinfaßlichen Uebersetzung, und mit einer Vorerinnerung begleitet von S. Buchfelner. 8°. 18 kr. od. 5 ggr.

Seneca christianus, id est: flores christiani ex L. Annaei Senecae Epistolis collecti. 8°. 15 kr. od. 4 ggr.

Simons, Jord., Predigten über die Menschwerdung, Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi. 8°. 30 kr. od. 8 ggr.

Sonnenblume, geistliche, d. i. kurze tägliche Besuchungen des allerheiligsten Sakraments des Altars, sammt Morgen- Abend- Meß- Beicht- Kommunion- und vielen andern Andachtsübungen. 12°. Mit Titelkupfer und gestochenem Titelblatt. 24 kr. od. 6 ggr.

Stipperger, P. R., Lieder religiös-moralischen Inhalts, mit andern vermehrt. Nebst Meß- und Vesperandacht. 8°. 36 kr. oder 9 ggr.

Taschenbuch, zunächst für katholische Geistliche und solche, die es werden wollen, dann für jeden Gebildeten zur Belehrung u. Erbauung im Geiste u. in der Wahrheit. 8°. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthl.

Trostgründe eines siebenzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. 2 Bändchen gr. 8°. Mit einem Titelkupfer. 1 fl. 12 kr. od. 18 ggr.

Ueber religiöse Gesellschaften als klösterliche Vereine. 8°. Zweite vermehrte Auflage 40 kr. od. 10 ggr.

Ueberlegungen über die Gewalt der Kirche und des Staates, nach den Gründen der Offenbarung und Vernunft, aus dem Italienischen. gr. 8°. 1 fl. 36 kr. oder 22 ggr.

Verehrung Gottes. Ein Gebetbuch für katholische Christen. 8°. Mit 1 Titelkupfer. 36 kr. od. 9 ggr.

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 13

Augsburg 1843

Bibl.Mont. 789-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713801-9